

CRISTÓBAL ROVIRA KALTWASSER

**DIE *DEPENDENCIA*-SCHULE IM KONTEXT DER
GLOBALISIERUNGSDISKUSSION**

**EIN BEITRAG ZUR ÜBERWINDUNG DER
DISKONTINUITÄT IN DER LATEINAMERIKANISCHEN
SOZIALWISSENSCHAFT**

InIS-Arbeitspapier Nr. 26/03

Institut für Interkulturelle und Internationale Studien
(InIS)
Universität Bremen
Postfach 33 04 40
28334 Bremen

Inhalt

I.	Einleitung	3
II.	Der Lebenszyklus der <i>dependencia</i> -Schule als Beispiel der Diskontinuität in der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft	5
II.1	Die Ideengeschichte Lateinamerikas: Zwischen Modernisierung und Identität	5
II.2	Die ECLAC als eine Modernisierungsoffensive und die lateinamerikanische <i>dependencia</i> -Schule als ihre nicht intendierte Folge	9
II.3	Der Niedergang der lateinamerikanischen <i>dependencia</i> -Schule	14
II.4	Zur Überwindung der Diskontinuität in der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft	17
III.	Der spezifische Nutzen der <i>dependencia</i> -Schule für das Verständnis des Zeitalters der Globalisierung	18
III.1	Von der <i>dependencia</i> -Schule zur Globalisierungsskepsis	18
III.2	Ökonomische Integration und nationale Fragmentierung	23
III.3	Globalisierung in Lateinamerika: Eine Zeit der Hoffnungslosigkeit	27
IV.	Schlussbetrachtung	32
V.	Literaturverzeichnis	34

I Einleitung¹

Die Geschichte der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft ist eine Geschichte der Diskontinuität. Neue Generationen von Intellektuellen zeigen den vorigen Generationen permanent die „kalte Schulter“, so dass sich kaum ein wissenschaftlicher Zusammenhalt entwickeln kann. Der Generationenbruch ereignet sich ohne explizit geäußerte Kritik, sondern vielmehr durch die Ausblendung von bedeutenden Autoren und die Einführung neuer Betrachtungsweisen. Die neu entstandenen Theorien zeigen kaum Verknüpfungen mit den vorigen; allenfalls im Sinne einer Abgrenzung. Deswegen erregen die heuristischen Gebilde aus anderen Orten der Welt schnell Aufmerksamkeit, während die eigene Gedankentradition als entbehrlich oder als fehlerhaft stigmatisiert wird. Es ist kein Zufall, dass in Lateinamerika Autoren wie Fernando Henrique Cardoso, José Medina Echeverría oder Gino Germani heute kaum noch Beachtung geschenkt wird.

Ein gutes Beispiel dieser Diskontinuität in der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft ist der Lebenszyklus der *dependencia*-Schule: Während sie in den 1970er Jahren von einem großen Teil der Welt als ein erfolgreiches theoretisches Modell angesehen wurde, findet ihr Gedankengut seit den 1980er Jahren unter Sozialwissenschaftlern nur noch geringes Interesse. Da in den 1980er Jahren unter den Intellektuellen Lateinamerikas praktisch kein kritischer Diskurs über *dependencia* stattfand, wurde auch die abhängige Situation, in der sich der Kontinent bis heute befindet, kaum thematisiert. Bis zum heutigen Tag fehlen neuere Analysen zu diesem Thema. Selbstverständlich gibt es theoretische Gründe – wie zum Beispiel *das Scheitern der großen Theorie* (Boeckh 1992; Booth 1985; Menzel 1992; Mürle 1997; Sklair 1988) – die den Niedergang der *dependencia*-Schule erklären; aber bis jetzt wurde das Hauptelement für dieses „Vergessen“ *innerhalb* Lateinamerikas nicht erfasst: die permanente Diskontinuität in der Sozialwissenschaft des Kontinents, die diese seit ihrer Entstehung auszeichnet. Es sieht so aus, als wäre in Lateinamerika die Begeisterung für neue Theorien stets größer als das Interesse an Nachforschungen über die Vergangenheit. Besitzen die Interpretationen aus den 1960er und 1970er Jahren kein Erklärungspotential für die heutige Zeit mehr? Haben die Gedanken der lateinamerikanischen *dependencia*-Schule tatsächlich keinen Gehalt mehr für die Erklärung neuer Phänomene? Könnten ihre Ideen nicht eventuell doch eine Leistung für das Verständnis der Gegenwart erbringen?

Die heutige Zeit ist besonders geeignet, um derartige Fragestellungen aufzugreifen, da die *Globalisierung* eine epochale Transformation verkörpert, welche die Konstruktion von neuen Begriffen und Theorien erfordert (Beck 2000; Therborn 2000a). Zweifelsohne kann man heute eine Reihe von Faktoren erkennen, die auf eine wachsende Grenzen überschreitende Vernetzung bestimmter Felder der Gesellschaft hindeuten, so dass sich eine umfangreiche Debatte über die Auswirkungen des Globalisierungsprozesses auf die verschiedenen Nationalstaaten entwickelt hat. Es ist eine Aufgabe der Sozialwissenschaft, die Verständigung über diese epochale Transformation zu ermöglichen – eine Aufgabe die in Lateinamerika zwar gerade erst virulent geworden ist, die aber zunehmend an Aktualität gewinnt. Aus dieser Perspektive eröffnet die Globalisierung eine Chance, die Diskontinuität

¹ Für hilfreiche Kommentare möchte ich mich bei Enzo Faletto, Pedro Güell, Monika Heupel, Thorsten Hüller, Bernhard Peters, Merve Schubert, Dieter Senghaas, Nicolaus von der Goltz, Gregor Walter, Bernhard Zangl und Michael Zürn bedanken.

innerhalb der Sozialwissenschaft des Kontinents zu überwinden, da – wie sich zeigen wird – durch eine Auseinandersetzung mit den früheren heuristischen Gebilden wichtige Gesichtspunkte für die Interpretation des sich entwickelnden Zeitalters gewonnen werden können. Gerade die *dependencia*-Schule verkörpert eine Gedankentradition des Kontinents, die gut geeignet ist, um Beiträge für die Interpretation der neuen Epoche zu leisten.²

In diesem Sinne werden in der vorliegenden Arbeit zwei zentrale Thesen behandelt. Einerseits kann man durch die Betrachtung des Lebenszyklus der *dependencia*-Schule die geschichtliche Diskontinuität innerhalb der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft sehr deutlich aufzeigen. Andererseits kann man wichtige Aspekte der gegenwärtigen epochalen Transformation durch die Globalisierung dank bestimmter Elemente der Theorie der *dependencia*-Schule besser verstehen. Auf diese Weise lässt sich zeigen, dass gerade heute eine Möglichkeit besteht, die Diskontinuität in der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft zu überwinden. Da sich diese Arbeit mit den zwei schon benannten Thesen beschäftigt, ist sie dementsprechend auch in zwei korrespondierende Großabschnitte gegliedert.

Der erste Abschnitt dieser Arbeit gliedert sich in vier Punkte. Zunächst (1) wird ausgeführt, dass die lateinamerikanische Ideengeschichte durch zwei gegensätzliche Pole gekennzeichnet ist: Zum einen die Diskussion um Modernisierung, zum anderen die Suche nach Identität. Anschließend werden unter Punkt (2) die Industrialisierungs- und Importsubstitutionsideen der ECLAC (Economic Commission for Latin America and the Caribbean) als eine Modernisierungsoffensive vorgestellt, die – wenn auch nicht intendiert – zum Anlass für die Entstehung der *dependencia*-Schule wurde. Danach werden in Punkt (3) die verschiedenen Faktoren analysiert, die speziell in Lateinamerika zum Niedergang der *dependencia*-Schule führten. Schließlich wird unter Punkt (4) diskutiert, warum die Diskussion über die epochale Transformation der Globalisierung eine Chance für die Überwindung der Diskontinuität in der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft darstellt.

Der zweite Teil der Arbeit befasst sich genau mit diesem Zusammenhang zwischen Abhängigkeit und Globalisierung, genauer: mit der heutigen Bewertung der Gedanken der *dependencia*-Schule am Beispiel der Globalisierung. Die Argumentation erfolgt hier in drei Schritten: Zunächst (1) wird gezeigt, dass man bestimmte Elemente der *dependencia*-Schule aufgreifen kann und damit zu einer skeptischen, aber durchaus fruchtbaren Betrachtungsweise der Debatte über die Globalisierung gelangt. Dies wird anschließend (2) anhand der Prognose des Dependenztheoretikers Osvaldo Sunkel illustriert. Abschließend (3) wird argumentiert, dass in der lateinamerikanischen Debatte bei der Diskussion um die Globalisierung eine gewisse Hoffnungslosigkeit mitschwingt: Niemand weiß, wie die heutigen Trends entstanden sind und ob sie zugunsten einer nachhaltigen Entwicklung gesteuert werden können.

² In der gesamten Arbeit wird mit Absicht der sonst häufig in der Literatur verwendete Begriff der „*dependencia*-Theorie“ vermieden, da dieser Wortgebrauch eine inhaltlich kohärente Theorie voraussetzen würde. Dies ist aber keineswegs der Fall, denn aus der „*dependencia*-Schule“ hat sich eine Vielzahl von unterschiedlichen Theorien mit voneinander abweichenden Annahmen herausgebildet (Larraín, 1989; Palma 1987). Nur wenn man sich jenseits derart grob vereinfachender Kategorisierungen positioniert, eröffnet sich die Möglichkeit, die Analysen der *dependencia*-Schule erneut zu studieren und aus heutiger Sicht ihren Nutzen zu bewerten.

Angemerkt sei noch, dass sich die vorliegende Arbeit auf die *dependencia*-Schule konzentriert, nicht nur weil sie besonders bekannt ist und besonders deutlich die Diskontinuität in der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft aufzeigt, sondern auch weil sie zum Verständnis des Zeitalters der Globalisierung beitragen kann. Diese Gedankentradition Lateinamerikas ist jedoch nicht die einzige, die in der Gegenwart dazu beitragen könnte, neue theoretische Konstruktionen zu befruchten. In der Tat gibt es eine Reihe von lateinamerikanischen Autoren, die interessante Ansichten hatten, die für die jetzige Situation von erheblicher Bedeutung sein könnten. Gerade dies sollten die Intellektuellen Lateinamerikas beachten. Vielleicht kann man dadurch Theorien aus andere Regionen der Welt besser an die Realität des Kontinents anpassen; ansonsten besteht die Gefahr, dass fremde Interpretationen ohne weiteres übertragen werden, so dass die Intellektuellen ihre eigentliche Funktion, eine Reflexion über die eigene Gesellschaft, nicht erfüllen können.

II. Der Lebenszyklus der *dependencia*-Schule als Beispiel der Diskontinuität in der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft

II.1 Die lateinamerikanische Ideengeschichte: Zwischen Modernisierung und Identität

Wissenschaftliche Theorien entstehen nicht im luftleeren Raum. Wenn ein Forscher den Gegenstand seiner Forschung auswählt, spielt der historische und kulturelle Kontext eine immense Rolle. Dieser Sachverhalt wird in den Sozialwissenschaften sehr deutlich, weil hier die Bildung der Begriffe von der Problemstellung abhängig ist und die Begriffe sich mit der Kultur selbst wandeln (Weber, 1968: 146-214; Schluchter, 1991: 25-88). Das bedeutet, dass die Geisteswissenschaften mit einer Logik operieren, in der subjektive Elemente nicht völlig neutralisierbar sind. Deswegen erfordern wichtige soziale Transformationen *neue* Interpretationen der gewandelten sozialen Realität. Anders gesagt: jede Reflexion über das soziale Leben ist durch einen Dialog mit den historischen Umständen der jeweiligen Epoche verbunden. Im Zusammenhang mit dieser Betrachtungsweise werden im vorliegenden Kontext folgende Fragen besonders interessant: Gibt es eine innere Logik der Entwicklung der lateinamerikanischen Ideengeschichte? Spielt diese Logik eine Rolle bei der Entfaltung der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft?

Spätestens seit der politischen Emanzipation Lateinamerikas ist die Diskussion über das Zurückbleiben des Kontinents hinter Europa und den USA Gegenstand der intellektuellen Debatte. Grob und vereinfacht gesagt kann man diese Beobachtung eines Zurückbleibens in zwei Fragekomplexe gliedern (Hirschman 1985: 279; Faletto 1999: 120). Der erste Fragenkomplex lautet: Warum ist Lateinamerika unterentwickelt? Liegt die Schuld an diesem Zustand bei uns selbst oder „bei den Ausländern, die uns ausbeuten“? Der zweite, daraus folgende Fragenkomplex ist: Wie lässt sich diese Situation ändern? Soll man andere Länder nachahmen oder müssen eigene Wege gegangen werden?

Obgleich beide Fragestellungen während der gesamten Geschichte des Kontinents von verschiedenen intellektuellen Milieus beantwortet wurden und noch werden, kann man sagen, dass immer ein Konflikt zwischen Modernisierung und Identität aufgetaucht ist (Devés 2000: 13-21; Stavenhagen 1990: 44). Wenn interne Faktoren als ursächlich für die

Unterentwicklung angesehen werden, erfährt die Idee, dass Modernisierung nötig ist, starke Beachtung, und daraus erwächst das Interesse an einer Angleichung an die Lebensweise anderer Orte der Welt (vor allem Europa und die USA). Diese Einschätzung erhöht die Wahrscheinlichkeit einer Anpassung an die Denkart der entwickelten Länder, wobei das Einheimische stets unterschätzt wird. Eines der bekanntesten Beispiele hierfür ist das Werk von Domingo Faustino Sarmiento (1811–1888), einem Intellektuellen aus Argentinien, der Präsident des Landes wurde und vor dieser Tätigkeit ein sehr bedeutendes Buch geschrieben hat. Es handelt sich um den Roman „*Facundo, Zivilisation und Barbarei*“ (1845), in dem das Übel des Landes – die Barbarei – durch die Lebensführung des Bauern repräsentiert wird, während der Fortschritt – die Zivilisation – durch den Lebensstil des Städters verkörpert wird. Eine der Hauptthesen Sarmientos ist, dass die Immigration der Europäer eines der wichtigsten Elemente für die Entwicklung des Landes darstellt. Es ist nicht schwierig zu erkennen, wie in diesem Werk Antworten auf die oben genannten Fragen gefunden werden: Einerseits ist die Stadt das Symbol der Evolution, weil diese erst wirtschaftlichen Tausch und politische Ordnung ermöglicht. Andererseits ist die europäische Immigration der schnellste und wichtigste Weg zur Modernisierung, weil durch die Einführung einer fortschrittlichen Mentalität die Entwicklung des Kontinents gefördert wird (Werz, 1995: 45-47).

Dieser Betrachtungsweise stehen Gedanken gegenüber, die sowohl die zweckrationale Mentalität der okzidentalen Welt kritisieren, als auch die Suche nach einer eigenen Identität befürworten. Solche Einstellungen sind fast immer mit der Erinnerung an eigene kulturelle Pfade eng verknüpft, so dass verschiedene Elemente einer genuin lateinamerikanischen Sichtweise hoch geschätzt werden. Dabei wird den Urkulturen und ihren Hybridisierungsformen besonders starke Beachtung geschenkt. Eine berühmte Illustration des letztgenannten Standpunktes ist die Ansicht von José Enrique Rodó (1871–1917), einem uruguayischen Autor, der das bekannte Buch „*Ariel*“ schrieb. In dem Werk wird ein Gegenspiel zwischen Ariel und Calibán behandelt: Während der erste die gebildete und moralische Weltanschauung Lateinamerikas verkörpert, vertritt der zweite das pragmatische und utilitaristische Denken der USA (Werz 1995: 73-75). Das Werk stellt eine radikale Alternative zu den oben skizzierten Modernisierungsgedanken dar, weil in ihm ein eigenes lateinamerikanisches Identitätsmodell aufgestellt wird und damit die fremden Ideen des Auslands entwertet werden. „Zusammenfassend kritisiert Rodó eine Reihe von Ideen und Sachverhalten, die für die Denkweise gegen Ende des 19. Jahrhunderts charakteristisch waren: Positivismus, Utilitarismus, Immigration, das angelsächsische Modell sowie die Nachahmung reicher Länder“ (Devés 2000: 30-31; Übersetzung C.R.). Der Einfluss von Rodós Werk auf die Ideengeschichte des Kontinents war so groß, dass noch heute von *Arielismo* gesprochen wird. Dieser Begriff bezeichnet eine intellektuelle Bewegung, die den Identitätsgedanken in den verschiedensten Bereichen der Gesellschaft tief verankerte. Die ursprünglichen Sozialwissenschaften waren dabei ebenfalls betroffen, was in den Schriften der *pensadores* bzw. der Essayisten des 19. und 20. Jahrhunderts erkennbar ist: Sie waren Intellektuelle ohne eine bestimmte wissenschaftliche Fachspezialisierung. Auf jeden Fall waren sie diejenigen, die die sozialwissenschaftlichen und politischen Phänomene des Kontinents erstmals ausführlicher thematisierten. So haben diese Autoren verschiedene Probleme behandelt, zum Beispiel die Konstruktion von homogenen Nationen trotz des heterogenen Charakters ihrer Bevölkerung und der sozialen Ungleichheiten innerhalb eines jeden Landes. Aber vor allem beschäftigten sie sich mit den Unterschieden und

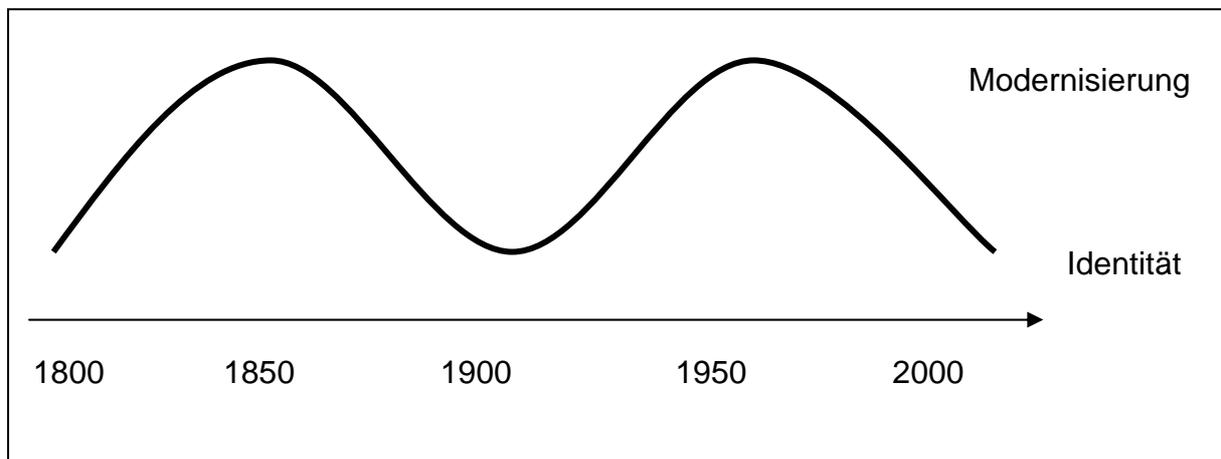
Besonderheiten Lateinamerikas im Vergleich zu Europa und den USA (Solari/Franco/Jutzkowitz 1976: 21-33). Im *Arielismo* und in seinem Einfluss auf die Essayisten sind demnach auch Antworten auf die vorigen Fragenkomplexe erkennbar. Denn diese Perspektive übte nicht nur Kritik an der Einführung „fremdländischer“ Ideen, sondern sie war ebenfalls auf der Suche nach den Komponenten einer eigenen Identität. So wurde offensichtlich, dass die Emanzipation des Kontinents ein immer noch unvollständiges Projekt war, da bestimmte Elemente der eigenen Kultur nicht berücksichtigt wurden.

Die Werke von Sarmiento und Rodó können als zwei Idealtypen angesehen werden, die jeweils ein bestimmtes Muster der lateinamerikanischen Ideengeschichte repräsentieren: Das erste steht für die Forderung nach Modernisierung; das zweite für die Suche nach einer eigenen Identität. Aus heutiger Sicht besteht die fundamentale Errungenschaft der beiden Werke in der Identifizierung dieser beiden sich gegenüberstehenden Muster, die das Verständnis der Konstitution und Entwicklung der lateinamerikanischen Ideengeschichte erst ermöglicht. Genauer gesagt: „Seit Anfang des 19. Jahrhunderts bewegte sich das lateinamerikanische Denken zwischen Modernisierungssuche und dem Identitätsanspruch hin und her. [...] Jede historische Epoche hat sich der Diskussion dieser Themen gewidmet.“ (Devés 2000: 13; Übersetzung C.R) Man muss jedoch betonen, dass nicht nur eine Kontroverse zwischen den Vertretern des Modernisierungs- und des Identitätsmusters existiert, sondern dass es auch innerhalb jeder Gruppierung keine homogene Theorie gibt. Denn die diversen Gruppen von Intellektuellen stellen jeweils eine bestimmte Definition von Modernisierung oder Identität auf. Mit anderen Worten: Es lässt sich *zwischen* den beiden Argumentationsmustern ein Konflikt feststellen, aber auch *innerhalb* der beiden Muster lassen sich Konflikte ausmachen („Inter- und Intra-Dispute“); eine Tatsache, die, wie wir später sehen werden, die Diskontinuität in der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft fördert.

Diese Spannung zwischen Modernisierung und Identität ist mindestens schon seit dem Bruch des Kolonialpaktes deutlich erkennbar. In der Tat war die die politische Emanzipation vollziehende revolutionäre Elite eine soziale Gruppe, die sich dieser Problematik gegenüber sah: Einerseits betrachtete sie die französischen und nordamerikanischen Befreiungsprozesse als Modell; andererseits hatte sie die Konstruktion eines eigenen gesellschaftlichen Projekts zum Ziel (Werz, 1995: 37-42). In dieser Epoche erlangten die Fragen zur Ausgestaltung der neuen Republiken eine besondere Brisanz: Muss man die Verfassungen der aufgeklärten Nationen nachahmen? Wird der wirtschaftliche Fortschritt eher durch ein *laissez faire* oder eher durch protektionistische Maßnahmen und ein Entwicklungsprogramm à la Friedrich List stimuliert? Basiert die Einigkeit der Gesellschaft auf der katholischen Glaubensrichtung? Entsteht Nationalismus nur durch Negation der spanischen Herrschaft oder trägt auch eine gemeinsame lateinamerikanische Kultur dazu bei?

Verschiedene Künstler, Politiker und Schriftsteller beschäftigten sich mit solchen Fragen, und ihre Darlegungen haben sich entweder den Fragen der Modernisierung oder der Identität des Kontinents zugewandt. Diese Unterscheidung ermöglicht es, die Ideengeschichte

Lateinamerikas als eine Art Welle zu sehen, die folgendermaßen schematisiert werden kann.³



Zunächst initiierte die Emanzipation des Kontinents eine Identitätsphase, weil in dieser Periode die „Erfindung der Nation“ vollzogen wurde (Anderson 1996: 55-71). Gleichwohl rückte noch während der Konstruktion nationaler Identitäten in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Frage in den Vordergrund, wie man sich modernisieren sollte. Dies griffen Autoren wie Sarmiento und viele andere auf, die die Thematik der Modernisierung bearbeiteten. Dieses Gedankengut erschöpfte sich am Anfang des 20. Jahrhunderts, als eine neue Intellektuellengeneration die Identitätsthematik beanspruchte. Normalerweise wird die Publikation von Rodós Buch „*Ariel*“ im Jahre 1910 als Symbol für diese neue Perspektive angesehen, die die Identitätssuche Lateinamerikas in verschiedene intellektuelle Milieus hineinrug. Aber seit Mitte des 20. Jahrhunderts haben die Identitätsgedanken in der beginnenden Konsolidierung der lateinamerikanischen Sozialwissenschaften einen intellektuellen Gegner gefunden. Während dieser Epoche führten verschiedene Sozialwissenschaftler neue Begriffe und Methoden ein, was zu einem klareren Bruch mit den alten *pensadores* führte. Deswegen wurden letztere auch als „Essayisten“ bezeichnet, was als ein Synonym für Dilettanten verstanden wurde. Entstanden war eine wissenschaftliche Gemeinschaft, die absichtlich keinen Kontakt mit der vorherigen Denkgeneration wollte, die sie als unreif charakterisierte. Dadurch konnten die neuen intellektuellen Netzwerke schnell wachsen und haben so eine epistemologische Wende bewirkt (Solari/Franco/Jutzkowitz 1976: 35-38). Diese Neuerung wurde innerhalb der Ökonomie und Sozialwissenschaft besonders sichtbar, weil sich hier der Begriff der Industrialisierung ausbreitete und sich dadurch die Modernisierungsgedanken verstärkten. Dabei hatte 1947 die Gründung der ECLAC (Economic Commission for Latin America and the Caribbean, eine Abteilung der Vereinten Nationen für den lateinamerikanischen Kontinent) einen wichtigen Einfluss, weil diese Organisation eine Reihe von Ideen einführte, die danach von der *dependencia*-Schule kritisch interpretiert wurden. Jedoch wurde diese Phase der Modernisierungsideen vom Entstehen militärischer Diktaturen in den 1980er Jahren tangiert. Darüber hinaus waren die

³ Die folgende Schematisierung beruht auf Eduardo Devés' (2000; 2002) Klassifikation der Ideengeschichte Lateinamerikas.

letzten 20 Jahre des 20. Jahrhunderts eine Zeit, in der die Identitätsideen wieder an Popularität gewannen.

Da in diesem Teil der vorliegenden Arbeit der Schwerpunkt auf dem Verständnis des Lebenszykluses der *dependencia*-Schule liegt, wird im Folgenden gezeigt, wie diese aus den Ideen der ECLAC entstand und danach in Vergessenheit geriet. Anhand dieses Beispiels wird dargestellt, dass die Geschichte der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft eine Geschichte der Diskontinuität ist.

II.2 Die ECLAC als eine Modernisierungsoffensive und die *dependencia*-Schule als ihre nicht intendierte Folge

Die ECLAC wurde im Jahre 1947 gegründet und hatte von Anfang an eine klare Aufgabe: Sie sollte ein Zentrum für Wirtschafts- und andere Sozialwissenschaften sein, in dem nicht nur die Ursachen der Unterentwicklung Lateinamerikas studiert werden sollten, sondern in dem auch *praktische Lösungen* dafür entwickelt werden sollten. Im Mittelpunkt dieser neuen Betrachtungsweise lag das Industrialisierungskonzept, eine Idee, die auf dem lateinamerikanischen Kontinent seit dem ersten Weltkrieg langsam immer mehr Beachtung erfahren hatte. Aber warum? Wo liegen die Grundlagen dieses Konzepts? Zwei wichtige Faktoren sind zu nennen:

- a) *Der Niedergang des oligarchischen Staates*: In den meisten Ländern Lateinamerikas war die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Zeit der Anarchie, denn es herrschte ein Kampf zwischen den verschiedenen sozialen Kreisen, die der Revolution unterschiedlich gegenüberstanden. Dabei hatten die verschiedenen *caudillos* (d.h. Anführer) dieser unterschiedlichen Kreise ihre Anhänger jeweils alle „im Namen der Nation“ angesprochen (Stavenhagen 1990: 45). Als die Krise zu Ende war, bildeten sich Allianzen zwischen diesen sozialen Gruppen, so dass die anfängliche *de facto*-Ordnung zu einer *de jure*- bzw. legitimen Ordnung wurde. Diese Ordnungstransformation war in den Ländern des Kontinents unterschiedlich erfolgreich – abhängig vom internen Grad der sozialen und wirtschaftlichen Differenzierung. Dessen ungeachtet setzte sich überall ein Entwicklungsmodell durch, das eine ökonomische Expansion begünstigte und zur Errichtung *oligarchischer* Staaten führte. Dieses letzte Adjektiv macht deutlich, dass der Territorialstaat durch eine kleine Elite kontrolliert wurde, die den Großteil der wirtschaftlichen Profite selbst verbrauchte, den Zutritt zur staatlichen Administration beherrschte und die sozialen Aufstiegschancen kontrollierte (Graciarena 1984: 50). Andererseits hatte das gesteigerte ökonomische Wachstum die allmähliche Entfaltung von neuen sozialen Gruppen zur Folge, die mit der Zeit die Legitimität der Oligarchie mehr und mehr unterminierten. Daher bilden die ersten dreißig Jahre des 20. Jahrhunderts in Lateinamerika eine Epoche, in der fragile Bündnisse zwischen der Oligarchie und neuen sozialen Schichten entstanden, so dass in den meisten Ländern ein „Kompromiss– bzw. Entwicklungsstaat“ etabliert wurde (Weffort 1968): eine Herrschaft der alten und neuen Schichten unter Ausschluss der Armen. Die junge Bourgeoisie plädierte für die Entwicklung von ökonomischen Sektoren jenseits von Agrarproduktion oder Rohstoffexport, da diese entweder von der Oligarchie oder vom Ausland kontrolliert wurden. Deshalb befürworteten die neuen sozialen Schichten die

Ausweitung des Staates. So konnten sie ihre gesellschaftliche Integration beschleunigen und in Folge dessen eine Verbesserung ihrer Lebensqualität erreichen. Darüber hinaus zeigten später die sozialwissenschaftlichen Analysen von einem der ECLAC-Väter, dass es in den Ländern Lateinamerikas eigentlich keine richtige bourgeoise Klasse gab, also keine Unternehmer à la Schumpeter, die die aktive Rolle des Wirtschaftens übernommen hätten (Medina Echavarría 1959). Unter solchen Bedingungen sollten Stellvertreter diese Aufgabe übernehmen, so dass sich aus der Krise des oligarchischen Staates Umwandlungstendenzen zu einem „Kompromiss- bzw. Entwicklungsstaat“ entwickelten.⁴

- b) *Veränderung der internationalen Wirtschaft:* Neben dem allmählichen Wachstum von neuen sozialen Schichten gab es einen anderen Faktor, der für die Durchsetzung des Industrialisierungsgedankens in Lateinamerika von erheblicher Bedeutung war: Je mehr die nationalen Wirtschaftsakteure durch den Außenhandel mit Rohstoffen profitierten, desto eher fingen sie an zu begreifen, dass die Vermarktung der Exportprodukte von Bedingungen (Preisen, Kontingenten usw.) abhing, die von den zentralen Ökonomien gesetzt wurden (Hobsbawm 1998: 115-142). Diese Befürchtungen wurden mit der Zeit immer deutlicher, insbesondere wegen bestimmter internationaler Phänomene wie zunächst dem Ersten Weltkrieg, dann der großen Wirtschaftskrise von 1929 und schließlich dem Zweiten Weltkrieg. Alle diese Ereignisse deuten auf eine Phase hin, die man als *Deglobalisierung* auffassen könnte und die erhebliche Konsequenzen für die ganze Welt hatte (Ferrer 1998: 5; Therborn 2000c: 162). Im Falle Lateinamerikas war der Zerfall des internationalen Handels mit einem starken Preisverfall der Export-Rohstoffe verbunden, so dass noch stärker als in anderen Regionen der Welt eine Notwendigkeit zur Abkopplung vom Weltmarkt und zur Importsubstitution entstand (Halperin Donghi 1991: 361-385). Das beste Symbol für die Entwicklung dieser neuen Gedanken war die internationale Ausbreitung des ökonomischen Keynesianismus. Dies wurde besonders deutlich in den Ländern des lateinamerikanischen Kontinents, denn nach der internationalen Wirtschaftskrise entstanden dort ökonomisch interventionistische Staaten (besonders in Chile und Mexiko).

Die zwei oben genannten Faktoren sind wichtige Grundlagen für die Ausbreitung der Industrialisierungsidee in Lateinamerika, weil sie anschaulich machen, wie das Zusammenspiel von internen und externen Faktoren nicht nur zur Formung von bestimmten Ideen führte, sondern auch zu ihrer Institutionalisierung. Wenn man den Begriff von Wagner (1994: 22-25) entlehnt, kann man die Gründung der ECLAC als eine

⁴ Diese Tatsache macht deutlich, dass in Lateinamerika die *Erfindung der Nation* ausschließlich eine Aufgabe des Staates war. Vor der Emanzipation von Spanien und Portugal gab es keine Nationen, die eine Autonomie beanspruchten hätten. Die kreolischen Eliten hatten keinen Zugang zur Macht, und dieser Faktor war von erheblicher Bedeutung für die Entstehung von Prozessen der politischen Emanzipation (Anderson: 55-71; Halperin Donghi 1991: 88-153). Später haben diese Eliten die Rolle von Oligarchen eingenommen: Sie errichteten in den bestehenden Territorien einen Verwaltungsapparat – unter Respektierung des so genannten *uti possidetis*-Prinzips – der mit der Zeit eine Erfindung nationaler Identität vollzog (Graciarena 1984). Nach der Legitimationskrise des oligarchischen Staates entstand politischer Druck hinsichtlich der Durchsetzung von Bürgerrechten. Aber diese Aufgabe wurde gerade dank des „Kompromiss- bzw. Entwicklungsstaats“ bewältigt. Mit anderen Worten: in Lateinamerika ist eine Staatsbürgernation in Verbindung mit und nicht in Abgrenzung vom Staat konstituiert worden (Faletto 1993: 13). Wie wir später sehen werden, ist diese Tatsache heute besonders wichtig, da die neoliberalen Reformen des Staates das klassische Verhältnis zwischen Nation und Staat gefährden, so dass allmählich ein Vakuum hinsichtlich des Diskurses über die nationale Identität entsteht.

Modernisierungsoffensive auffassen. Die Errichtung der ECLAC machte die Industrialisierungsidee bei Individuen und Gesellschaften populär und erschuf dadurch neue Typen sozialer und politischer Themen und Konflikte. In diesem Sinne handelt es sich um einen starken Bruch der lateinamerikanischen Ideengeschichte, der das Pendel von der Seite der Identität zur Seite der Modernisierung schwingen ließ. Die Kraft dieses Wandels wird sichtbar, wenn man folgende Neuerungen betrachtet: (1) die Ausbreitung neuer Institutionen auf dem gesamten Kontinent;⁵ (2) die Einführung von neuen wissenschaftlichen Perspektiven aus Ökonomie und Sozialwissenschaft (von besonderer Bedeutung war dabei der amerikanische Funktionalismus) und (3) die Erscheinung eines neuen wissenschaftlichen Schreibstils, der eine klare Abgrenzung gegenüber der vorigen Generation der Intellektuellen darstellte. Anders gesagt: „Zwischen Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre vollzieht sich eine wichtige Veränderung innerhalb der lateinamerikanischen Denkweise: die manifeste Dekadenz des Identitätsparadigmas und das Wiederaufleben des Modernisierungsparadigmas. Am Ende der 40er repräsentiert die ECLAC die Hegemonie dieses neuen Paradigmas, dessen Hauptkonzept die Industrialisierung ist.“ (Devés 2002: 290; Übersetzung C.R.) Dank der Entfaltung der Modernisierungsoffensive wurden neuen Ideen und Verfahren eingeführt, was eine erhebliche Bedeutung für den ganzen Kontinent hatte, sowohl was praktische als auch was theoretische Neuerungen betraf. Einerseits entstand eine Vielzahl staatlich gelenkter Organisationen, die die Durchsetzung der Importsubstitutionsstrategie zur Aufgabe hatten. Andererseits wurden eine Reihe von Konzepten entwickelt, deren Ziel es war, die eigentümliche Rückständigkeit des Kontinents zu verstehen: strukturelle Heterogenität, Marginalität, Verschlechterung der *terms of trade*, Zentrum-Peripherie-Beziehungen usw.

Die Modernisierungsoffensive der ECLAC entfaltete sich kraftvoll und erbrachte wichtige ökonomische Leistungen für den Kontinent. Der Oligarchiestaat wandelte sich zu einem „Kompromiss- bzw. Entwicklungsstaat“, der eine Planungsökonomie entwarf und das Gefühl des nationalen Zusammenhalts stärkte (Lechner 1997: 3). Außerdem förderte der neue Staat eine allmähliche regionale Integration, um eine kontinentale Importsubstitution durch Integration der nationalen Binnenmärkte unter gleichzeitiger Abkopplung bzw. strategischer Kopplung mittels Protektionismus zu erzeugen. Politisch gesehen bestand die Legitimität dieser Ordnung in den verschiedenen Bündnissen, die von den gesellschaftlichen Gruppen erzielt wurden und die Ausdruck eines neuen Machtgleichgewichts waren. Dieses Gleichgewicht sah so aus, dass sich die Agrarexport- und Finanzgruppen sowie die städtischen Industrie- und Mittelschichten die Herrschaftspositionen teilten bzw. einander streitig machten. Die breiten Volksschichten traten nur entweder als Objekt der Herrschaft oder als stützende Basis in Erscheinung. Diese Situation wiederum nützten populistische Regierungen aus. Dieses Zusammenspiel funktionierte bis Ende der 1950er Jahre ohne große Schwierigkeiten, seitdem verminderte sich jedoch der wirtschaftliche Optimismus, denn das Modernisierungsprojekt der ECLAC begann zu straucheln und konnte die in es gesetzten Hoffnungen nicht erfüllen. Wo aber lag dann das Problem der Entwicklung?

⁵ Neben der ECLAC wurde 1957 die lateinamerikanische Fakultät für Sozialwissenschaften (FLACSO) und die lateinamerikanische Kommission für Sozialwissenschaften (CLACSO) gegründet. Außerdem wurde im Jahre 1962 das lateinamerikanische Institut für Sozialplanung (ILPES) gestiftet. Alle diese Institutionen haben bis heute eine erhebliche Bedeutung für die Ausgestaltung der Sozialwissenschaften des Kontinents.

Gerade dieser Frage wurde in den 1960er Jahren zentrale Bedeutung beigemessen, weil die praktische Durchsetzung des theoretischen Importsubstitutionsentwurfs nicht erfolgreich war. Die Erklärung dieses Sachverhaltes hat zur Gründung eines analytischen Konstrukts über die Ursachen der *Unterentwicklung* Lateinamerikas geführt. So gesehen war die neue *dependencia*-Schule ein „externer Effekt“, eine nicht intendierte Folge der ECLAC. Die neue Schule interpretierte viele alte Konzepte in verschärfter Form, und zwar vor allem unter dem Einfluss der Theorien des Imperialismus und Marxismus. So wurde eine historische Betrachtungsweise herausgearbeitet, die betonte, dass das kapitalistische System durch Ungleichheit geprägt ist, und dass *in diesem System* für unterentwickelte Länder große Entwicklungsschwierigkeiten bestehen. Dieter Senghaas formulierte diese Überlegung in pointierter Form: Die ursprünglichen kapitalistischen Nationalökonomien verfügen über ein „Gestaltungsprivileg“ bei der Entstehung und späteren Entfaltung des Kapitalismus, so dass die späteren kapitalistischen Länder nur noch einen begrenzten Handlungsspielraum vorfinden. Aus dieser Perspektive kann man die Nationen der Welt in Zentren und Peripherien unterteilen, je nach der Rolle in der internationalen Arbeitsteilung und der Machtposition im globalen Wirtschaftssystem (Senghaas 1977; Boeckh 1996). Aus dieser Perspektive liegen die Ursachen der Unterentwicklung Lateinamerikas in einer verspäteten Integration in das Weltwirtschaftssystem: Die Nationen des Kontinents hatten von Anfang an eine *asymmetrische* Position innerhalb des Kapitalismus. Obwohl dabei Entwicklungsmöglichkeiten entstanden, waren und sind die Chancen begrenzt. Denn solange man von den Zentren des Kapitalismus abhängig bleibt, werden die Zentren die wichtigen wirtschaftlichen Transformationen vollziehen und für die Peripherie bleibt jeweils nur die Anpassung an die neue Ökonomie. Kurz gesagt: Entwicklung resultiert im wesentlichen aus *innergesellschaftlichen* Anstrengungen, deren Erfolg oder Misserfolg jedoch auch im engen Zusammenhang mit weltwirtschaftlichen Rahmenbedingungen steht (Senghaas 1994: 196). Diese Sicht setzt voraus, dass ein wichtiger Grund der Unterentwicklung darin liegt, dass die Zentren ihre wirtschaftlichen Gestaltungsprivilegien behalten, bzw. darin, dass es in der Regel Peripherien nur schwer gelingt, ihre Produktivkräfte so zu mobilisieren, dass sie schließlich eine vorteilhaftere bzw. führende Position in der Weltwirtschaft einnehmen.

Diese neuen Interpretationen der Unterentwicklung Lateinamerikas richteten sich auf die Krisensituation innerhalb des Kontinents (Texte lateinamerikanischer Autoren finden sich in Senghaas 1972 und 1974). Was die *dependencia*-Schule beantworten wollte, war die Frage, weshalb das Entwicklungsmodell der ECLAC wachsende Probleme bei seiner Durchsetzung hatte. Die Erklärung für diesen Zustand lag darin, dass die zunehmende Ohnmacht der Regierungen nicht nur interne sondern vor allem externe Gründe hatte. Die Enttäuschung über die Resultate des Importsubstitutionsprozesses, der Mangel an kontinuierlichem wirtschaftlichen Wachstum und die wachsende Armut bestimmter sozialer Gruppen, die vom Land in die Städte abwanderten, führten dazu, dass Kritik am Kapitalismus per se geäußert wurde, da sich der Kapitalismus als untauglich für die Entwicklung der Peripherie erwies. „Der Imperialismus wurde als der Hauptverdächtige für das Scheitern der Modernisierung angesehen. Der Kapitalismus war in Lateinamerika nicht durchführbar, weil Lateinamerika abhängig vom Hauptindustriezentrum war. Es war die Epoche des Wiedererstarkens des Marxismus und von sozialistischen Projekten, deren fundamentalen Ziele der Kampf gegen die Abhängigkeit und für eine nationale Entwicklung waren.“ (Larraín 2000: 168; Übersetzung C.R.) Die Perspektive der *dependencia*-Schule war eine Kritik am Entwicklungsstaat, weil diese Herrschaftsform große Teile der Bevölkerung ausklammerte.

Außerdem wurde es immer fragwürdiger, ob unter den Bedingungen des Entwicklungsstaates die markanten sozialen Ungleichheiten überhaupt aufhebbar waren.

Es ist wichtig zu bemerken, dass die These der Diskontinuität in der Sozialwissenschaft Lateinamerikas durch das Aufkommen der *dependencia*-Schule bestätigt wird, weil diese ihre ECLAC-Wurzeln verleugnete; sie konstituierte sich gerade in scharfer Abgrenzung zur ECLAC und betonte die Punkte, die die Unversöhnlichkeit beider Perspektiven deutlich machten. Allerdings gibt es ein bedeutungsvolles Argument, das erklärt, warum die neuen Gedanken über den abhängigen Charakter des Kontinents so große Beachtung erfuhren: Für die *dependencia*-Schule war das Problem nicht die Modernisierung an sich. Es stellte sich vielmehr die Frage, wie man sich so modernisieren könne, dass die ganze Gesellschaft davon profitieren würde. Demzufolge zielten die antikapitalistischen und antiimperialistischen Ideen des Marxismus sowohl auf den Sozialismus als einem neuen Entwicklungsweg, als vor allem auch auf die Wiedererlangung einer lateinamerikanischen Denktradition, die das Gefühl einer Machtasymmetrie zwischen Kolonie und Metropole betonte (Devés 2002: 171-175). Die Bejahung der Modernisierung und die gleichzeitige Kritik an ihrer praktischen Ausgestaltung stellte die Frage, *wie* die nationale Entwicklung sein sollte und *wer* ein Partizipationsrecht daran beanspruchen konnte. Die Antwort auf beide Komponenten dieser Frage wurde zur dringenden Aufgabe der Zeit, weil die Ideen der Industrialisierung und ihre konkrete Bewerkstelligung für die lateinamerikanischen Gesellschaften nur in begrenzten Umfang Partizipationsmöglichkeiten eröffnet hatten. So wurden Forderungen nach tatsächlicher Demokratisierung immer lauter und es entstand ein sozialer Konflikt hinsichtlich der Reichweite der kollektiven Partizipation. Aus diesem Konflikt entstanden schließlich die kritischen Theorien. Diese analytische Herausforderung wurde von der *dependencia*-Schule angenommen, und zwar mit der Hoffnung, dass eine andere Art und Weise der Entwicklung möglich sei. Deshalb ist es kein Geheimnis, dass viele Dependenztheoretiker große Sympathie für den Sozialismus zeigten. Denn er vertrat eine neue Zukunftsorientierung, welche den Emanzipationsgedanken betonte. Es handelte sich um die Einführung eines alternativen Projekts der gesellschaftlichen Organisation, das zum Teil in früheren Gedanken über die Ausbeutung des Kontinents wurzelte. Deshalb sollte die Modernisierung einen *nationalen* Charakter haben, denn es wurde angenommen, die Nation sei eine eigene soziopolitische Gemeinschaft, die das Recht auf Selbstständigkeit beanspruchen solle.

Vor diesem Hintergrund stellt das Auftreten Fidel Castros ein geschichtliches Ereignis in Lateinamerika dar, das sehr gut den Bezug zu den Ideen der Machtasymmetrie zwischen Kolonie und Metropole symbolisiert. Dies vor allem, weil die kleinen mittelamerikanischen Staaten des Kontinents – wie Kuba – bis zu Beginn der 1970er Jahre in vielerlei Hinsicht als Protektorate der USA behandelt wurden (Hobsbawm 1998: 262). „Die kubanische Revolution hatte das Thema des Imperialismus wieder in den Vordergrund der politischen Debatte in Lateinamerika gerückt und damit in der Öffentlichkeit Gefühle geweckt, die seit 1933 mehr und mehr zurückgedrängt worden waren und die weder die sowjetisch inspirierte Propaganda noch die Rückkehr des nordamerikanischen Interventionismus im Zuge des Kalten Krieges bislang zu mobilisieren vermocht hatten.“ (Halperin Donghi 1991: 528) In diesem Sinne kann man die These vertreten, dass sowohl die Theorien der ECLAC und ihre praktische Durchsetzung als auch die Rückkehr der Ideen der Machtasymmetrie zwischen Kolonien und Metropole die wichtigsten Grundbausteine für die spätere Entstehung der *dependencia*-Schule waren. In diesem Zusammenhang soll betont werden, dass die neue

theoretische Schule den Gründen der Unterentwicklung des Kontinents verstärkte Beachtung schenkte, während die praktische Lösung für dieses Problem häufig nicht thematisiert wurde: „Dies ist vielleicht die Achillesferse aller Dependenztheorien: Welcher historische soziale Akteur kann die Dependenz aufheben? [...] Statt des Entwicklungsstaats der ECLAC stellen die Dependenztheoretiker das Bild einer neuen Gesellschaft auf, aber sie vernachlässigen zwei wichtige Fragen: Was für eine neue Gesellschaft wird geschaffen und von wem wird sie geschaffen?“ (Cardoso 1981:40-41; Übersetzung C.R.)

II.3 Der Niedergang der lateinamerikanischen *dependencia*-Schule

Einer der besten Analytiker der *dependencia*-Schule hatte schon 1969 eine pessimistische Prognose bezüglich der Entstehung und Entfaltung von diktatorischen politischen Regimen auf dem Kontinent aufgestellt: „In der Gegenwart besetzen die Streitkräfte den Staat als techno-bürokratische Herrschaft, um dem zu ‚dienen‘, was sie für das höchste Interesse der Nation halten. Die traditionellen politischen Gruppen, die der Klassenherrschaft der ‚entwicklungsorientierten‘ populistischen Periode innerhalb des Staates Ausdruck verliehen, sind ausgeschaltet worden; der Einfluss des Militärs wird als eine Art von technokratischer Schlichtung kaschiert.“ (Cardoso/Faletto 1976: 198) Was die Autoren vorhersagten, veranlasste Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre sowohl Lateinamerika als auch einen Großteil der westlichen Welt zu großer Sorge. Das Aufkommen von Militärdiktaturen in Lateinamerika wurde mit dem Konzept des bürokratisch-autoritären Regimes analysiert (O’Donnell 1972). Seitdem wurde in der Sozialwissenschaft an zentraler Stelle die Frage debattiert, wie der Übergang zur Demokratie befördert werden könne. In der Folge entstanden eine Reihe von Analysen, die fragten, wie man die abnehmende Legitimität der militärischen Diktaturen ausnutzen könne, um individuelle und politische Rechte einzuführen, so dass im Endeffekt eine Demokratisierungsphase einsetzen könne. Bemerkenswert ist, dass alle neuen Theorien einen gemeinsamen Punkt aufwiesen: Als eine zentrale Bedingung für den Übergang zur Demokratie wurde die Mobilisierung der Zivilgesellschaft angesehen. Daher betonen Jean L. Cohen und Andrew Arato zu Recht, dass die lateinamerikanischen Intellektuellen der 1980er Jahre auch zur globalen Wiederbelebung des Konzepts der Zivilgesellschaft beigetragen haben (2001: 70-80). In der Tat handelt es sich um eine interessante Debatte, nicht nur wegen ihres Umfangs und ihrer Komplexität, sondern auch, weil den Ansichten verschiedener Autoren innerhalb der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft bis heute große Beachtung geschenkt wird. Ausschlaggebend ist, dass für manche bedeutenden Intellektuellen die frühere Utopie der Revolution von der Utopie der Demokratie überlagert wurde (Lechner 1990: 17-38).

Unter den Bedingungen militärischer Diktaturen war es nicht verwunderlich, dass Gedanken zu Demokratie und Zivilgesellschaft große Beachtung erfuhren, während Gedanken zu Abhängigkeit, Entwicklung und Unterentwicklung des Kontinents in Vergessenheit gerieten. Diese Überlegungen gerieten bei den Intellektuellen relativ zum Problem der massiven Menschenrechtsverletzungen in den Hintergrund. Außerdem war die Sozialwissenschaft von der Entstehung der bürokratisch-autoritären Regime ganz unmittelbar betroffen, da öffentliche Kritik verboten war, viele wissenschaftliche Institutionen geschlossen und zahlreiche Intellektuelle aus dem Land verwiesen wurden oder einfach verschwanden. Es wäre jedoch ein Fehler anzunehmen, dass sich in Lateinamerika das öffentliche „Vergessen“

der *dependencia*-Schule *nur* durch das Auftreten der Militärdiktaturen erklären lässt. Um diese Aussage zu begründen, müssen zwei andere wichtige Punkte erwähnt werden.⁶

a) *Der Niedergang des Modernisierungsgedankens und das Wiedererstarken des Identitätsgedankens*: Oben wurde schon betont, dass die Ideengeschichte des Kontinents durch ein Spannungsverhältnis zwischen Modernisierung und Identität charakterisiert ist. Deswegen ist es kein Zufall, dass in den 1950er Jahren die Entfaltung der Sozialwissenschaften auf dem Kontinent mit der Ablehnung und Negation der früheren Gedanken einherging. Die Betrachtungsweise der *pensadores* wurde als unmündig und unwissenschaftlich angesehen, so dass sich schnell eine neue Perspektive auf die Modernisierung etablierte und zur Errichtung von neuen Institutionen führte. Später entwickelte sich die *dependencia*-Schule, die der Modernisierungsoffensive der ECLAC entsprang und viele ihrer Konzepte übernahm und sie mit den antikapitalistischen und antiimperialistischen Gedanken des Marxismus verknüpfte. Aber mit dem Auftreten der Militärdiktaturen entwickelte sich ein intellektueller Defätismus und ein generelles Krisengefühl, so dass Kritik an der Modernisierungsidee und eine Wiederbelebung des Identitätsdiskurses entstand: Nach den 1980er Jahren schrieben manche Sozialwissenschaftler von einem Ende eines Zyklus des lateinamerikanischen Denkens und führten das Thema der eigenen kulturellen Identität ein. Im Unterschied zu den Autoren, die sich mit der Problematik der bürokratisch-autoritären Regierungen beschäftigten, befassen sich diese neuen sozialwissenschaftlichen Analysen ganz klar mit einem Bruch gegenüber der Modernisierungstradition innerhalb der Ideengeschichte Lateinamerikas. Diese Betrachtungsweise nimmt an, dass die europäisch-okzidentale Denkweise – der so genannte Rationalismus der Weltbeherrschung (Schluchter 1980) – keine angemessene Lösung für die Situation des Kontinents anbieten konnte. Die Ideen der Industrialisierung und die darauffolgende Modernisierungsoffensive hätten die wahre kulturelle Konfiguration Lateinamerikas verleugnet, was bedeutet, dass die intellektuellen Eliten eine sehr eingeschränkte sozialwissenschaftliche Beobachtung vollzogen. Aus dieser Perspektive wird die Auseinandersetzung mit der Entwicklung als eine abstrakte Phantasie angesehen, die nur in kleinen Teilen der Gesellschaft verankert war. Die Vertreter dieser Perspektive – einige enttäuschte Marxisten und andere Sozialwissenschaftler, die von der katholischen Renaissance oder der Postmoderne beeinflusst wurden – begannen einen radikalen theoretischen Dekonstruktionsprozess. In der Folge entwickelte sich eine große Kritik am zweckrationalen Denken des Okzidents und eine Aufwertung der eigenen kulturellen Identität Lateinamerikas, die als originär angesehen und deren geschichtlicher Verlust beklagt wurde (Larraín 2000: 170). Es entstand also noch einmal ein Bruch innerhalb der Ideengeschichten des Kontinents, der

⁶ Auch diese zwei Punkte erschöpfen nicht die Liste der Faktoren, die den Abstieg der *dependencia*-Schule erklären. Zweifelsohne gibt es bedeutende Gründe, die zu einer „Krise der großen Theorien“ führten (Boeckh 1992, Booth 1985, Menzel 1992, Mürle 1997, Sklair 1988, Vandergeest/Buttel 1988) – das heißt, sowohl eine Falsifikation von wichtigen Ansichten der „Dependenz- und Modernisierungstheorie“ als auch die Wahrnehmung von neuen Gesichtspunkten innerhalb der Entwicklungstheorien (wie zum Beispiel: interne Differenzierung der Dritten Welt, Feminismus, Ökologie usw.). Allerdings liegt der Schwerpunkt im Folgenden auf Faktoren, die *für die Situation Lateinamerikas besonders wichtig sind*. Bemerkte sei nur noch, dass das Erscheinen von Militärdiktaturen allein den Niedergang der *dependencia*-Schule nur in geringem Maße erklären kann: Auch seit der Phase der Re-Demokratisierung gibt es kaum einen Theoretiker, der über Abhängigkeit schreiben würde. Vielmehr herrscht bis heute weitgehend Stillschweigen über diese Thematik.

das Pendel weg von den Modernisierungsideen erneut hin zur Seite der Identitätsideen bewegte. Die Gedanken der ECLAC und die *dependencia*-Schule wurden als eine erfolglose intellektuelle Mode abgetan. Beispielhaft ist die Stellungnahme von Morandé, der die Negation der Modernisierungs- und die Wiedergeburt der Identitätstradition innerhalb der Sozialwissenschaft Lateinamerikas deutlich akzentuiert: „Jeden Tag wird die Notwendigkeit der Etablierung eines neuen Paradigmas der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft evident. [...] Es ist notwendig, zuerst die theoretischen Abwesenheiten in den Blick zu nehmen, weil sie die Tiefe der Krise zeigen, welche überwunden werden muss. Wir weisen auf die Analyse des lateinamerikanischen Ethos und die kulturelle Identität der Region hin. Diese Thematik versöhnt uns auch mit der Geschichte. [...] Die Phase der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft der letzten Jahre ist eine Unterbrechung innerhalb der intellektuellen Kontinuität der Region. Wenn sie nicht überwunden wird, entsteht das immense Risiko einer neuen Konstruktion eines abstrakten und universalen Paradigmas, welches die Realität niemals finden kann und nie erfinden wird.“ (Morandé 1982: 135; Übersetzung C.R.)

- b) *Die Rivalität innerhalb des Modernisierungsgedankens:* Obgleich die Entstehung der ECLAC einen Höhepunkt der Umsetzung der Modernisierungsideen des Kontinents symbolisierte, konnte diese Organisation das Monopol über diese Thematik nicht lange behalten. Die schnelle Entfaltung der *dependencia*-Schule hatte einen Konflikt über die Bedeutung der Modernisierung zur Folge, so dass diese neue Generation von Intellektuellen ganz offen gegen die ECLAC-Autoren kämpfte. Gleichzeitig entstand ein Interesse, sich zu differenzieren. In diesem Sinne gab es – wie bereits erwähnt – nicht nur einen Generationenkampf *zwischen* Modernisierungs- und Identitätsbefürwortern, sondern auch *innerhalb* der beiden Idealtypen der lateinamerikanischen Ideengeschichte. Diese Tatsache steigert die Tendenz des „Aneinander-vorbei-Redens“ innerhalb der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft weiter. Diese These wird durch das Auftreten der Diktaturen auf dem Kontinent bestätigt: Für die neuen Intellektuellen, die sich mit dem Thema der bürokratisch-autoritären Regierungen beschäftigten, waren die alten Gedanken von geringerer Bedeutung. Obwohl die neue Generation von Sozialwissenschaftler die Perspektive der Modernisierung nicht unbedingt bestritt, betrachtete sie die früheren Gedanken zumindest als entbehrlich. In der Tat kann man sagen, dass von dieser neuen Generation die Modernisierung als Demokratieentfaltung begriffen wurde. Wichtig ist vor allem, dass das Buch von O'Donnell, in dem die These der bürokratisch-autoritären Regierungen vorgestellt wird, ein Werk ist, in dem der Zusammenhang zwischen manchen Dependenztheorien und dem Erscheinen eines autoritären Systems untersucht wird.⁷ Doch seitdem wurden Konzepte wie Entwicklung und Abhängigkeit immer weniger beachtet, so dass der thematische Bruch allmählich und stillschweigend auf zwei Arten vollgezogen wurde. Erstens: die Schöpfer der Theorien waren enttäuscht und schwiegen deshalb. Zweitens: die Schüler waren

⁷ „Explicitly building on the research of Fernando Henrique Cardoso and Enzo Faletto, Octavio Ianni, Luciano Martins, Phillippe Schmitter, Albert Hirschman, Alfred Stepan, Thomas Skidmore, Helio Jaguaribe, Juan de Imaz, Marcos Kaplan, Celso Furtado, Candido Mendes, Torcuato di Tella, and others, O'Donnell attempted to bring into sharper focus the network of arguments developed by these authors concerning *the consequences of dependent capitalist industrialization* and of associated changes in social structure for national political change.“ (Collier 1979: 21) Siehe auch O'Donnell (1972: 28, 41).

enttäuscht von den Theorien ihrer Lehrer und ignorierten sie deshalb.⁸ So geriet die *dependencia*-Schule in Lateinamerika fast ohne offensichtliche theoretische Kritik in Vergessenheit. Sie wird vielmehr einfach verleugnet und totgeschwiegen. Auch heutzutage gibt es fast keinen lateinamerikanischen Autor, der über Abhängigkeit schreibt und in der alten Gedankenschule Ansatzpunkte findet, um daraus neue heuristische Annahmen zu entwickeln.

II.4 Zur Überwindung der Diskontinuität in der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft

Was lässt sich aus der dargelegten Auseinandersetzung schlussfolgern? Die Entwicklung der Ideengeschichte Lateinamerikas kann als eine Pendelbewegung zwischen Modernisierung und Identität beschrieben werden. Daraus ergibt sich eine bestimmte Problematik für die Sozialwissenschaft des Kontinents: die Koexistenz zweier gegensätzlicher Problemstellungen. Darüber hinaus entstehen außerdem Streitpunkte innerhalb jeder Position, weil sich die verschiedenen Autoren um Abgrenzung voneinander bemühen. Daraus folgt, dass die lateinamerikanische Sozialwissenschaft eine *Geschichte der Diskontinuität* ist. Die meisten Intellektuellen des Kontinents entwickeln ihre Theorien ohne irgendeine Kritik oder Würdigung früherer Gedanken. In der Regel werden vielmehr Analysen aus anderen Regionen der Welt einfach rezipiert. Es ist kein Zufall, dass die lateinamerikanischen Theoretiker der 1980er Jahre keine Auseinandersetzung mit den vorhergehenden Gedanken über Entwicklung und Abhängigkeit vollzogen. Die alten Analysen schienen keinen Wert für die Interpretation der Gegenwart zu haben – eine Situation, die in der Geschichte der Sozialwissenschaft des Kontinents immer wieder auftauchte.

In der Tat ist diese Situation besonders aktuell, da sich in Lateinamerika manche schon bekannten Phänomene wiederholen, aber trotzdem nicht im Lichte der früheren Gedanken betrachtet werden. Um ein Beispiel zu nennen: Zwei aktuelle soziale Erscheinungen wie Populismus und Wirtschaftskrisen wurden bereits in den 1960er und 1970er Jahren von wichtigen Sozialwissenschaftlern wie Cardoso, Echeverría, Germani und Sunkel analysiert. Jedoch wird in der Gegenwart nicht an diese Autoren angeknüpft. Deshalb ist die *Überwindung der Diskontinuität* eine dringende Aufgabe für die Intellektuellen des Kontinents. Gerade die heutige Zeit gibt uns eine Chance dazu, weil viele Autoren eine epochale Transformation beschreiben, so dass eine Verbreitung neuer sozialwissenschaftlicher Analysen stattfindet (Beck 2000; Castells 2000; Therborn 2000a). Wenn diese Annahme stimmt – wovon im Folgenden ausgegangen werden soll – ist es dringend notwendig, neue theoretische Modelle zu entwickeln, die das Verstehen des sogenannten „Zeitalters der Globalisierung“ ermöglichen. Dieser aktuellen intellektuellen Herausforderung kann man unter anderem dadurch begegnen, dass man auf schon bestehende Konzepte zurückgreift. Allerdings können diese Theorien nicht einfach auf die jetzige Situation übertragen werden, sondern müssen zunächst kritisch untersucht werden, um eventuell aus vorgängigen Fehlern zu lernen. Dabei muss geprüft werden, inwiefern diese älteren sozialwissenschaftlichen Analysen in einzelnen Aspekten oder vielleicht in ihrer Gesamtheit

⁸ Eine dritte Form, welche viel seltener als die anderen vorkommt, ist die Selbstkritik (Cardoso 1981: 85–138; Lechner 1990: 17–38).

einen Beitrag für die Interpretation der jetzigen und der zukünftigen Situation leisten können. Eben deshalb ist die ganze Diskussion über die Globalisierung und die damit einhergehende epochale Transformation für Lateinamerika eine hervorragende Gelegenheit, sich mit den eigenen theoretischen Diskursen noch einmal auseinanderzusetzen.

Allerdings kann man mit Recht fragen, warum in Lateinamerika die alten Theorien für das Verständnis der heutigen Transformationen etwas beitragen können sollten. Für einen Autor wie Ulrich Beck liegt die Problematik der Sozialwissenschaft gerade in der Verwendung von alten Konzepten, weil diese in einem nationalen Blickwinkel gefangen sind und deswegen wie „Zombie-Kategorien operieren“ (2002: 70); das heißt, sie sind nicht in der Lage, das Neue zu erfassen und zu verstehen. Aber wenn in Lateinamerika eine solche Argumentation ohne weiteres eingeführt wird, kann sie als ein Mechanismus für die Verwerfung der alten Gedanken benutzt werden. Auf diese Weise wird sich die Diskontinuität innerhalb der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft weiter reproduzieren. Insofern sollte man auf dem lateinamerikanischen Kontinent zuerst die älteren Theorien untersuchen, so dass erklärt werden kann, warum man mit den alten Gedanken die neuen Phänomene nicht begreifen kann. Allerdings böte sich auch eine andere Lösung an: Man kann betrachten, inwiefern die Diskussion über die Globalisierung bestimmte Aspekte beleuchtet, die gemeinsame Punkte früherer lateinamerikanischer Theorien darstellen. Durch diese Methode kann man vielleicht zu der Einsicht kommen, dass vieles, was heute in der Ersten Welt neu gefunden wird, in unterentwickelten Ländern schon bekannt ist. Zum Beispiel sind Phänomene wie wachsende Interdependenz oder abnehmende Autonomie in Lateinamerika seit langem bekannt. Dass die Entwicklung des Kontinents ein Problem ist, welches ohne die Kooperation der ganzen Welt nicht zu lösen ist, wurde ebenfalls schon vor langer Zeit erwähnt. Kurz gesagt: in Lateinamerika wurde durch eine ganze Generation von Intellektuellen gezeigt, dass auch Lateinamerika zur Welt gehört und dass die aus anderen Regionen der Welt stammenden Theorien diese Realität häufig völlig außer Acht lassen.

III. Der spezifische Nutzen der *dependencia*-Schule für das Verständnis des Zeitalters der Globalisierung.

III.1 Von der *dependencia*-Schule zur Globalisierungsskepsis

Einer der wichtigsten gemeinsamen Punkte der verschiedenen Vertreter der *dependencia*-Schule war das Plädoyer für eine historische Betrachtungsweise der Entwicklung des Kapitalismus allgemein und insbesondere der Rolle, die Lateinamerika darin spielte. So hat zum Beispiel André Gunder Frank gezeigt, dass die unterschiedlichen ökonomischen Aktivitäten des Kontinents seit der Kolonialzeit eng mit der internationalen Wirtschaft verbunden waren (1969). Später beschrieben Autoren wie Sunkel und Paz in detaillierter Form die wirtschaftliche Historie Lateinamerikas als die „periphere Seite“ der „Medaille“ der Weltökonomie (1971). Darüber hinaus haben Cardoso und Faletto sehr deutlich herausgearbeitet, inwiefern diese periphere ökonomische Entwicklungsgeschichte des Kontinents verschiedene interne soziopolitische Prozesse bewirkt und gleichzeitig zur Konfiguration von ganz bestimmten Formen der Staatlichkeit geführt hat (1969). Insofern wird mit Recht behauptet, dass die *dependencia*-Schule die ahistorische Perspektive der

„Modernisierungstheorien“ kritisiert hat, die von einem linearen Übergang von der traditionellen zur modernen Gesellschaft ausgingen, der für die Realität Lateinamerikas nicht zutrif (Nohlen 2000).

Allerdings wurden die ursprünglichen kritischen Annahmen der Dependenztheoretiker unter dem Einfluss der strukturfunktionalistischen Perspektive weiterentwickelt, so dass die anfänglichen Annahmen der historischen Betrachtungsweise zu schwanken begannen. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum viele Dependenztheorien einen formalistischen sozialwissenschaftlichen Begriffsapparat aufweisen, wie zum Beispiel das mechanische Theorem „der Entwicklung der Unterentwicklung“ von A. G. Frank. In diesem Sinne ist dem folgenden Hinweis von Boeckh zuzustimmen: „Die Vertreter der *Dependencia* und verwandter Ansätze haben zurecht die frühen Modernisierungstheorien wegen ihrer ahistorischen Betrachtungsweise und ihres linearen Entwicklungsverständnisses kritisiert. [...] Dennoch blieben, mit wenigen Ausnahmen, vor allem Cardoso/Faletto, die *Dependencia* und erst recht die aus ihr hervorgegangene ‚Theorie des kapitalistischen Weltsystems‘ einer stark formalistischen und, was letztere betrifft, auch funktionalistischen Geschichtsschreibung verhaftet, mit der die Geschichte der sogenannten Peripherie gründlich eingeebnet wurde.“ (1992: 113)

Unter diesem Gesichtspunkt ist das Plädoyer für eine historische Betrachtung des global-expansiven Charakters der Wirtschaft ein wichtiges Verdienst der *dependencia*-Schule, obgleich sie diesem Ziel im Laufe der weiteren Entwicklung nicht völlig gerecht werden konnte. Um dieses Verdienst zu verdeutlichen, muss man die innere Verschiedenheit der *dependencia*-Schule betrachten, insbesondere die existierende große heuristische Spaltung. Es geht dabei um die Denkweise hinsichtlich des abhängigen Kapitalismus, der für einige Theoretiker zu einer *wachsenden Stagnation*, für andere dagegen zu einer *ambivalenten Entwicklung* der lateinamerikanischen Länder führte (Cardoso 1977a: 49-52; Larraín 1989; Palma 1987). Diese Spaltung hat zur Folge, dass zwei gegensätzliche Konzeptionen der Geschichte ins Spiel kommen. Diejenigen Intellektuellen, die eine *wachsende Stagnation der Peripherie* diagnostizierten, sprachen über eine konstante Reproduktion der Unterentwicklung und begriffen die Geschichte insofern als festgeschrieben. Es handelt sich dabei um eine Denkweise des ökonomischen Determinismus und des analytischen Mechanismus, demzufolge eine gegen das kapitalistische System gerichtete sozialistische Revolution die einzige Lösung bot – eine These, die insbesondere bei André Gunder Frank evident ist. Dem stehen die Gedanken derjenigen Dependenztheoretiker gegenüber, die von einer *ambivalenten Entwicklung* des abhängigen Kapitalismus sprachen. Sie konzeptualisierten die Geschichte als einen offenen Prozess, in dem die Peripherie verschiedene zukünftige Möglichkeiten hatte, was grundsätzlich bedeutete, dass Abhängigkeit und Entwicklung nebeneinander hätten bestehen können (Cardoso 1974: 216-219; Cardoso/Faletto: 1976: 222-227; Cardoso 1977a: 50).

Aus diesem Grunde ist eines der wichtigsten Elemente dieser letzten Analysen die Differenzierung von Abhängigkeitssituationen in der Geschichte Lateinamerikas und innerhalb jeden einzelnen Landes, weil so verständlich wird, dass es unterschiedliche Handlungsoptionen gibt. Die These ist dann, dass der Kapitalismus sich durch eine weltweite Expansion auszeichnet, so dass historisch gesehen die verschiedenen Nationen des Kontinents immer eine – wenn auch unterschiedliche – Rolle in diesem Prozess gespielt

haben. Wenngleich diese Einbeziehung in die globale Wirtschaft tatsächlich zum Fortschritt der lateinamerikanischen Länder beigetragen hat, zeichnete sich diese ökonomische Entwicklung doch durch den Charakter der Abhängigkeit aus, insofern in diesen Ländern die unabdingbaren dynamischen Komponenten der Akkumulation und Expansion der Weltwirtschaft nicht existieren. In diesem Sinne vollzieht sich in mehreren Ländern Lateinamerikas ein Prozess der *abhängigen Entwicklung*. „Im Zuge ihrer Entfaltung erzeugt diese Form von Entwicklung in der Peripherie ebenso wie im Zentrum periodisch Wohlstand und Armut, Kapitalakkumulation und Kapitalmangel, Beschäftigung für die einen und Arbeitslosigkeit für andere.“ (Cardoso/Faletto 1976: 225-226) Allerdings bedeutet dies nicht, dass dadurch die Entwicklungsproblematik der Peripherie gelöst würde, weil diese Länder in einer sehr spezifischen Weise abhängig bleiben: „Ihre Investitionsgütersektoren sind schwach, viel zu schwach, um eine stetige Fortentwicklung des [ökonomischen] Systems zu gewährleisten, und zwar sowohl in finanzieller als auch in technologischer und organisatorischer Hinsicht.“ (Ibid.: 224)

Insofern gab es zwischen den Autoren der *dependencia*-Schule Auseinandersetzungen über die Folgen des expansiven Charakters der Weltwirtschaft. Während einige aus der expansiven Tendenz einen großen Pessimismus ableiteten, waren andere der Meinung, dass im Zuge dieses Prozesses durchaus auch Entwicklungsmöglichkeiten entstehen. Diese letzte Perspektive beinhaltete also keine determiniertes Geschichtsbild, sondern knüpfte vielmehr an Marx' berühmtes Diktum an, wonach die Menschen ihre eigene Geschichte machen, aber nicht „aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“ (zit. nach Schluchter 1980: 235-236). Daraus folgt, dass die lateinamerikanischen Dependenzanalysen zu einer sozialwissenschaftlichen Tradition gehören, die von Marx zu Weber führt und deutlich macht, dass die weltweite Entwicklung des Kapitalismus hoch ambivalent ist: Einerseits ermöglicht sie die Entwicklung von für die menschliche Emanzipation wichtigen Faktoren, andererseits aber vermittelt sie gleichzeitig bedeutende Elemente sozialer Herrschaft. Mit anderen Worten: die Ansicht der *dependencia*-Schule über eine *abhängige Entwicklung* Lateinamerikas will erkennbar machen, dass die Weltwirtschaftsordnung einen Handlungsraum für Zentren, Subzentren, Semiperipherien, Peripherien und Subperipherien etabliert. Wie können die Entwicklungsländer vor diesem Hintergrund ihre geringen Handlungsräume so ausnutzen, dass die Emanzipation über die Herrschaft die Oberhand gewinnen kann? Die größte Herausforderung dabei ist es, ein Entwicklungsmodell zu schaffen, dass die Chancen der Weltwirtschaft ausnutzt und zugleich die Abhängigkeit verringert. Gerade der Entwicklungspfad der asiatischen „Tigerstaaten“ zeigt, dass diese Möglichkeit existiert, denn diese Länder haben tatsächlich einen „dependency reversal“ vollgezogen. Sie haben ihre anfänglich sehr einfache Produktion durch eine mehr und mehr technologisierte ersetzt, so dass ihr Anteil am Weltmarkt heute eine relevante Größenordnung angenommen hat und sie zu einem „Global Player“ geworden sind. Innerhalb der Entwicklungstheorie wird nicht bestritten, dass die asiatischen Tigerstaaten einen „*dependency reversal*“ bzw. eine nachhaltige Entwicklung geschafft haben. Die Auseinandersetzung bezieht sich vielmehr auf die Gründe, die erklären können, wieso dies möglich war.⁹

⁹ In der Entwicklungssoziologie gründet sich die Erklärung dieses Phänomens auf eine immense Literatur, die die verschiedensten Interpretationen für diesen Erfolg umfaßt: von der kausalen Symbiose zwischen Konfuzianismus und Kapitalismus bis hin zur Befolgung marktwirtschaftlicher

Die Gedanken der *dependencia*-Schule über eine abhängige Entwicklung betonen, dass es für die lateinamerikanischen Entwicklungsländer schwierig ist, eine wirtschaftliche Transformation in der Form zu erreichen, dass sich ein substitutiver bzw. horizontaler internationaler Handel entwickelt. Die hinlänglich bekannte Spezialisierung des Kontinents auf die Extraktion von Rohstoffen und die Herstellung von Produkten mit einem niedrigen technologischen Weiterverarbeitungsniveau macht seine sekundäre Lage innerhalb der globalen Wirtschaft deutlich. Trotzdem entstehen Entwicklungsmöglichkeiten durch die Ankopplung an den Weltmarkt, aber die alte *asymmetrische Interdependenz* zwischen unterentwickelten und entwickelten Länder besteht noch immer: Erstere liefern komplementäre Produkte – hauptsächlich Energie und Rohstoffe – für letztere. Demgegenüber existiert zwischen den entwickelten Ländern ein substitutiver bzw. horizontaler Handel, „das heißt, sie tauschen im wesentlichen weitgehend vergleichbare Produkte miteinander aus: landwirtschaftliche Erzeugnisse, Fertiggüter, insbesondere dauerhafte Konsumgüter, Güter des Maschinenbaus und der Elektrotechnik, Fahrzeuge, usf.“ (Senghaas 1994: 192) Dieser Begriff der *asymmetrischen Interdependenz* zwischen Zentren und Entwicklungsregionen macht deutlich, dass auch heute nicht prinzipiell die symmetrische Interdependenz auf dem Vormarsch ist. Tatsächlich sind manche Regionen der Welt in einer besseren Lage, um die Prozesse der wirtschaftlichen globalen Integration zu lenken. Ein gutes Beispiel dafür sind die existierenden Einschränkungen beim Handel mit Agrarprodukten: Während die Industriegüter mit immer weniger Zollschränken überall in der Welt verkauft werden können, haben Agrarprodukte noch immer große Probleme, zu wettbewerbsfähigen Preisen auf die Märkten der entwickelten Länder zu gelangen (UNDP 1999: 7, 101-102). Der Diskurs über die Öffnung der Nationalökonomien und ihre weltweite Integration verläuft in Wahrheit höchst inkonsistent, weil in den Nationalstaaten gewisse Interessengemeinschaften existieren, die diese Prozesse der globalen Integration vermeiden möchten. Da es nach wie vor starke und schwache Staaten gibt, werden die Prozesse der globalen Integration in eine Art und Weise dirigiert, die nicht unbedingt zugunsten der Entwicklungsländer verläuft (Rodrik 2001). Die Inkonsistenz zwischen den Forderungen der entwickelten Regionen nach einer weltweiten Flexibilisierung und Liberalisierung der Wirtschaft und ihren protektionistischen Maßnahmen in Landwirtschaft, Textilindustrie und auf den Arbeitsmärkten ist evident. Anders gesagt: „In einer stratifizierten Weltgesellschaft scheinen sich aus der asymmetrischen Interdependenz zwischen entwickelten, neu industrialisierten und unterentwickelten Länder *unversöhnliche* Interessengegensätze zu ergeben.“ (Habermas 1998: 76)

Ausgehend davon sollte vielleicht die gesamte Debatte über die Globalisierung der Wirtschaft mit einer gewissen Vorsicht betrachtet werden. Die sozialwissenschaftlichen Analysen müssen sich fragen, welche Länder zu der sog. „weltweiten Ökonomie“ gehören und ob die heutigen Trends wirklich „global“ sind. Um noch einmal auf das Plädoyer der lateinamerikanischen *dependencia*-Schule für eine historische Betrachtungsweise des

Dogmen. Plausibler als solche häufig stark vereinfachenden Interpretationen klingt die These von der Entstehung eines ostasiatischen Entwicklungspfades, der sich durch eine anfängliche Importsubstitution und eine spätere Exportindustrialisierung auszeichnet. Es handelt sich um eine Strategie der selektiven Kopplung an bzw. Dissoziation vom Weltmarkt, wobei die intervenierende Rolle des Staates von erheblicher Bedeutung für die Lenkung des Prozesses und die Verteilung der Profite gewesen ist (Menzel/Senghaas 1986; Senghaas 1982; Hosono/Saavedra 1998; Sunkel/Mortimore 2001).

expansiven Charakters des Kapitalismus Bezug zu nehmen: Es besteht durchaus eine Gemeinsamkeit mit den Autoren, die heute der These von der wirtschaftlichen Globalisierung skeptisch gegenüber stehen. Die Hauptfrage müsste lauten: Wer gehört tatsächlich zur globalen Wirtschaft?

Zweifelsohne kann die Antwort auf die vorige Fragestellung nur zu einem Ergebnis führen: Obwohl die Globalisierung alle Länder der Welt berührt, ist es evident, dass sie im Sachbereich Wirtschaft äußerst asymmetrisch verläuft. Selbst innerhalb der entwickelten Welt stellt die Rede von der „globalen Ökonomie“ einen gewissen Euphemismus dar; was von Paul Hirst und Grahame Thompson (1996; 1998) empirisch und theoretisch gründlich aufgearbeitet wurde. Für diese Autoren sind die Trends der internationalen Wirtschaft keine Neuheiten, weil geschichtlich gesehen das Integrationsniveau der Nationalökonomien heute geringer ist als in der Ära des Goldstandards. Anders gesagt: die aktuelle Reichweite der Internationalisierung der Wirtschaft verkörpert *eine* Etappe innerhalb der kapitalistischen Expansion, jedoch keinesfalls eine einzigartige. Eine Betrachtung der Geschichte der internationalen Wirtschaft macht deutlich, dass das Niveau der Integration der Nationalökonomien gegenwärtig in viele Bereichen niedriger ist, als in der Periode zwischen 1870 und 1914. Das bedeutet keineswegs, dass der heutige Stand der Internationalisierung unbedeutend ist. Es bedeutet lediglich, dass man den Behauptungen über die radikale Neuartigkeit des Sachverhaltes mit einer gewissen Skepsis begegnen sollte (Hirst/Thompson 1996: 18-50; Rodrik 2000: 14-15).

Aber – und darauf kann die *dependencia*-Schule aufmerksam machen – diese Art von Skepsis gegenüber der Globalisierungsdebatte ist nicht nur hinsichtlich der Neuartigkeit der Globalisierung angebracht, sondern auch hinsichtlich der offensichtlichen Asymmetrie des Prozesses. Es sind nur ganz bestimmte Länder, die zum internationalen Konzert der Weltwirtschaft gehören. Die verschiedenen Indikatoren, die gegenwärtig zur Verfügung stehen, lassen erkennen, dass sich die internationale Ökonomie hauptsächlich in den Beziehungen zwischen den entwickelten Staaten konzentriert, v.a. zwischen den Mitgliedern der Organisation für wirtschaftliche und Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD). „Diese Staaten haben ihren relativen Anteil am Welthandel und den Investitionen gesteigert. Im Jahre 1989 wurden über 80% des Welthandels zwischen diesen Ländern abgewickelt, und diese Zahl würde sich auf 85% erhöhen, wenn die osteuropäischen und die ehemaligen Sowjetunion mitgerechnet würden. Die Gruppe der Fünf (G5) tätigte 75% der ausländischen Direktinvestitionen. [...] Die unterentwickelten Länder und selbst die Schwellenländer bilden noch immer einen sehr kleinen Teil der internationalen Ökonomie. Die Rohstoffproduzenten sind bei Absatz und Investitionen beinahe vollkommen abhängig von den multinationalen Firmen, eine Tatsache, die sich seit Jahrzehnten nicht wesentlich verändert hat.“ (Hirst/Thompson 1998: 97) So weist die Empirie darauf hin, dass die Formierung von supranationalen Handels- und Wirtschaftsblöcken einer der wichtigen Trends der letzten Jahrzehnte ist. Die gegenwärtige Diagnose ist dann nicht, dass eine globale Wirtschaft entsteht, sondern vielmehr, dass die so genannte ökonomische Globalisierung innerhalb der drei größten Wirtschaftsblöcke – EU/EFTA, NAFTA und ASEAN – stattfindet: In den letzten 25 Jahren des 20. Jahrhunderts ist eine Verdichtung der wirtschaftlichen Zusammenhänge innerhalb der OECD-Welt aufgetreten, während sich gleichzeitig die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Entwicklungsländer und der OECD-Welt sogar noch

abgeschwächt haben (Zürn 1998: 65-67). Dementsprechend konzentriert sich die „globale“ Ökonomie nur in einem Teil der Welt, nämlich in den entwickelten Industrieländern.

Die Auseinandersetzung über die Reichweite der wirtschaftlichen Globalisierung stellt eine Gemeinsamkeit mit der *dependencia*-Schule dar, weil man heute anerkennt, dass die Entwicklungsländer eine periphere Position in der Weltwirtschaft besitzen und die OECD Welt die reale „globale Wirtschaft“ ausmacht. Zugleich verteidigt diese Welt ihre Interessenlage durch verschiedene Mechanismen, so dass sich die asymmetrischen Interdependenzbeziehungen zu den Entwicklungsländern reproduzieren. Phänomene wie fallende Weltmarktpreise für Rohstoffe, Handelsprotektionismus, die Konjunkturlage in den Industriestaaten und ihre drastischen Effekte für die Entwicklungsländer beweisen, dass noch immer Abhängigkeitsformen bestehen. Deswegen sollte aus Sicht der *dependencia*-Schule die so genannte Globalisierung als ein äußerst asymmetrisches Phänomen begriffen werden: sie geschieht nicht überall und auch nicht für alle (Garretón 2000: 29). Gleichwohl bemühen sich die Entwicklungsländer, eine Inklusion in die globale Wirtschaft zu erreichen, obwohl sie wissen, dass sie in ihrer Position nur einen kleinen Handlungsspielraum besitzen. Und dies nicht nur wegen ihres asymmetrischen Beitrages zur Weltproduktion, sondern auch wegen der Unfairness bei der Durchsetzung der globalen Liberalisierung (Boeckh 1996: 154; Boeckh 2002: 521).

III.2 Ökonomische Integration und nationale Fragmentierung

In den letzten zehn Jahren hat sich eine umfangreiche Debatte über fundamentale Veränderungen der Welt entfaltet. Das Ende des Ost-West-Konflikts hat eine neue geschichtliche Konstellation geschaffen und somit für die Sozialwissenschaften eine grundsätzliche Frage nach der Ordnung der Welt entstehen lassen. Eine erhebliche Rolle dabei spielt die Diskussion um die Globalisierung, wobei der Begriff weder eindeutig noch vorurteilsfrei ist. Er bezieht sich normalerweise auf die Beschleunigung von weltweiten Prozessen, die eine zunehmende Interdependenz in verschiedenen Dimensionen bewirken, und zwar unabhängig davon, ob der Nationalstaat dies plant oder nicht (Beck 1998: 44-45; Held et. al. 1999: 2). Aber insoweit die Reflexionen über eine wachsende Vernetzung der Welt empirisch überhaupt geprüft werden, zeigt sich, dass diese Idee in Wahrheit nur auf *bestimmte Teile* der Welt zutrifft (UNDP: 1999). Jedoch bedeutet dies nicht, dass es heute keine Globalisierungsprozesse gibt oder diese zunehmen. Die Hauptthese ist vielmehr folgende: Während sich bestimmte Nationalstaaten schnell in die Welt integrieren, nimmt ein Großteil der übrigen Staaten nur in sehr partieller Form an diesen Integrationsprozessen teil. Neben dem schon genannten Beispiel der Wirtschaft ist die globale Verwendung des Internets sehr instruktiv, weil diese neu entstandene Technologie – die zwar theoretisch eine Weltvernetzung ermöglicht – tatsächlich aber von nur 2,4% der Weltbevölkerung genutzt wird. Außerdem ist dieser winzige Teil von Menschen sehr ungleich in der Welt verteilt: Mehr als 85% aller Internetnutzer weltweit gehören zu den Gesellschaften der OECD. Und allein in den USA befinden sich die Hälfte aller Internetnutzer (UNDP 1999: 62). Demgemäß gibt es tatsächlich eine Reihe von Integrationsprozessen innerhalb der OECD-Welt, die aber eben zu einer Vernetzung nur *dieser* Welt führen (Beisheim et al. 1998; Held et. al. 1999). In anderen Teilen der Welt passiert nicht unbedingt dasselbe. In diesem Sinne kann diagnostiziert werden, dass in der gesamten Debatte über die Globalisierung eine Art von

„OECD-Zentrismus“ existiert, denn es ist äußerst fragwürdig, ob die Prozesse der Globalisierung eine Integration der ganzen Welt einschließen. Es ist immer wieder kritisch zu fragen: Welches Bild der Welt wird beim Diskurs über die Globalisierung unterstellt?

Wahrscheinlich verkörpern die Transformationen, die in der letzten Zeit im europäischen Raum stattgefunden haben, eines der wichtigsten Muster der Globalisierung. Zweifelsohne kann man dort eine wachsende Vernetzung bestimmter Bereiche der Gesellschaft erkennen, so dass sich in vielerlei Hinsicht ein Verlust staatlicher Souveränität einstellt. In diesem Kontext entstehen allmählich neue transnationale Gebilde – allen voran die Europäische Union – die neue Rahmenbedingungen für die verschiedenen sozialen Akteure darstellen. Freilich spielte bei diesem Integrationsprozess historisch zunächst der Wunsch nach der endgültigen Beendigung der gewalttätigen Geschichte Europas eine große Rolle. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde immer deutlicher, dass sich durch die Kooperation zwischen den Staaten eine Friedenszone würde herausbilden können (Habermas 2001). Wenn aber die Europäische Union heute so aussieht, als ob sie sich in Richtung einer Form von transnationaler Regierung weiterentwickeln könnte, dann nicht zuletzt deshalb, weil die nationale Politik in Zeiten der Globalisierung einen immer größeren Effektivitätsverlust hinnehmen muss, so dass die weitere regionale Integration ein wichtiger Mechanismus für die Erhaltung und Steigerung der politischen Steuerungsfähigkeit sein kann. Dieses Modell von Globalisierung kann „*Globalisierung de luxe*“ genannt werden, weil es viele Elemente enthält, die zu einer erfolgreichen Entwicklungsdynamik führten (Senghaas 2003). Die verschiedenen Nationalstaaten, die dazu gehören, können eine positive Interdependenz vorantreiben, da sie in der Position sind, die vielen Auswirkungen der weiteren Vernetzungen gemeinsam zu steuern. Denn sie wissen, dass die Entfaltung von Globalisierungsprozessen nicht nur Lösungen, sondern auch Probleme entstehen lässt, was im Falle der Wirtschaft besonders evident ist: Die Beobachtung, dass ökonomische Integration soziale Desintegration zur Folge haben kann (Rodrik 2000), ist in Europa nicht unbekannt. Aber für die entwickelten Länder ist es immer noch möglich, diese Prozesse der ökonomischen Integration zu lenken, so dass die soziale Desintegration vermindert werden kann. Als Beispiele können der deutsche Reformstau oder die Angst der Franzosen vor dem Abbau der Agrarsubventionen dienen. Beide Länder versuchen, ihre Gesellschaften dadurch zu schützen; ein Versuch, den sich die Entwicklungsländer meistens nicht leisten können.

Während dieses Modell der *Globalisierung de luxe* prinzipiell in der EU und überwiegend in der OECD-Welt vorliegt, kommt an anderen Orten nicht unbedingt dasselbe vor. Im Falle Lateinamerikas kann man sagen, dass die gesamte Region heute durch eine ambivalente Entwicklung gekennzeichnet ist. In den 1980er Jahren mussten sich die Länder des Kontinents der so genannten Schuldenkrise des Öldollars stellen, was bedeutete, dass in ganz Lateinamerika ökonomische Anpassungsprogramme unter der Leitung von Institutionen wie IMF und Weltbank durchgeführt wurden. Dank dieses Prozesses eröffneten sich Chancen für eine sukzessive Liberalisierung der Wirtschaft, weil die Staaten Kompromisse bei der Etablierung des freien Marktes versprechen mussten. Diese neue wirtschaftliche Politik wurde nach 1989 als „Washington Consensus“ bezeichnet; eine Doktrin die sich durch drei Elemente auszeichnete: die Deregulierung der Arbeitsmärkte, die Liberalisierung der Kommerz- und Finanzmärkte und die Privatisierung von öffentlichen Unternehmen (Klein/Tokman 2000: 8). Somit hat sich eine wachsende Liberalisierung der Wirtschaft durchgesetzt, wobei vorausgesetzt wurde, dass sich diese in einen wachsenden Wohlstand

für die ganze Bevölkerung übersetzen würde. In diesem Zusammenhang hat der ganze Kontinent eine wirtschaftliche Strategie der zunehmenden Ankopplung an die globale Wirtschaft durchgeführt. Die wichtigsten Fragen, die sich dazu aus der Sicht der Sozialwissenschaft stellen, sind: was für eine Form *diese* Prozesse der Globalisierung annehmen und welche sozialen Kosten sie verursachen.

Dabei kommt man zu dem Ergebnis, dass sich die meisten lateinamerikanischen Länder auf den Export von Rohstoffen und Agrarprodukten konzentrieren und deshalb nach wie vor von wichtigen Technologien abhängig sind. Auch durch die zunehmenden ausländischen Direktinvestitionen ändert sich an dieser Grundstruktur nur wenig: Fast alle Industrien, die sich auf dem Kontinent ansiedeln, möchten in den Genuss billiger Arbeitskräfte kommen, behalten aber gleichzeitig die hochwertige, technologisierte Produktion in ihrem Heimatland bei (CEPAL 2002: 88-93). Die einzigen Ausnahmen sind Brasilien und Mexiko, obwohl sie im Vergleich zu den Industrienationen und den asiatischen Tigerstaaten immer noch große Technologiedefizite aufweisen (CEPAL 2002: 183-187). Unter der dominierenden Perspektive des Liberalismus verkörpert dieser Sachverhalt kein richtiges Problem, weil die ökonomische Akteure dort investieren, wo es Profite gibt und der Staat keine wirtschaftliche Aufgabe übernehmen muss. Aus der *dependencia*-Perspektive allerdings sollte man sich fragen, ob Strategien zur Verminderung der technologischen Abhängigkeit überhaupt durchführbar sind, denn es ist fragwürdig, ob die Länder des Kontinents bei der Spezialisierung auf Agrarprodukte, Rohstoffe und geringwertige technologische Produktion eine nachhaltige Entwicklung in Gang setzen können (Faletto/Rama 1985: 129; Castells 1999: 9). In diesem Sinne kann man feststellen, dass Lateinamerika zu Beginn des 21. Jahrhunderts durchaus in die globale Ökonomie integriert ist, allerdings in einer *peripheren Form*. Intern hat dies zur Folge, dass große soziale Sektoren vom Prozess der wirtschaftlichen Integration ausgeschlossen sind. „Man kann eine wachsende Distanz zwischen dem modernen, sich globalisierten Sektor der Ökonomie und dem informellen bzw. Überlebenssektor, in welchem der größte Teil der Bevölkerung arbeitet, beobachten. [...] Zum Teil erfolgte dies wegen der Anpassungskosten des Auf- bzw. Abbaus der Wirtschaft, wobei geschützte Sektoren (insbes. in öffentlichen Unternehmen) ausgegliedert und viele kleine und mittlere Firmen durch hohe Zinsraten stranguliert wurden, womit nicht nur informelle Jobs sondern auch strukturelle Arbeitslosigkeit produziert wurde. Daneben führten große wirtschaftliche Wachstumsraten zur Herausbildung eines neuen Typus von Mittel- und Oberschicht, der in Verbindung zu den Privatfirmen steht und ein hohes Bildungsniveau, berufliche Distinktion und ähnliche Konsummuster wie Europäer und Nordamerikaner aufweist.“ (Castells 1999: 10; Übersetzung C.R.)

Die wirtschaftliche Integration Lateinamerikas der letzten 20 Jahre kann nicht als *Globalisierung de luxe* bezeichnet werden. Es handelt sich eher um eine Art *peripherer Globalisierung*. Und dies nicht nur wegen der Reproduktion der asymmetrischen Interdependenz, sondern auch wegen der zunehmenden Unmöglichkeit, die soziale Desintegration zu vermindern, die großteils durch die wirtschaftlichen Integration erst produziert wird. Materielle und symbolische Ungleichheiten werden zugespitzt, wenn nur ein sehr geringer Sektor der Gesellschaft tatsächlich global handelt. Große Teile der Gesellschaft bleiben von dieser Entwicklung ausgeschlossen. Die ganz überwiegende Mehrheit der Bevölkerung kann nur zuschauen, wie eine gewisse Schicht neue Lebensmodi und Individualisierungsprozesse betreibt, so dass auf diese Weise neue Muster sozialer

Ungleichheit entstehen.¹⁰ Anscheinend wird damit die alte Prognose des Dependenztheoretikers Sunkel bestätigt: Da die Entwicklung des Wirtschaftszentrums – der OECD-Welt – nicht nur ihre eigenen Gesellschaften, sondern auch bestimmte privilegierte soziale Gruppen der Gesellschaften der Peripherie einbezieht, entsteht in der Peripherie eine wachsende nationale Fragmentierung (Sunkel 1971, 1972; Sunkel/Mortimore 2002).

Dass heutzutage eine Fragmentierung des Nationalstaates in vielen Gebieten der Welt auftritt, ist ein bekanntes Argument; aber diese Tendenz ist in den Industrieländern weit weniger ausgeprägt als im restlichen Teil der Welt. Im Falle von Lateinamerika kann man die These vertreten, dass der Prozess der peripheren Globalisierung neue Muster sozialer Ungleichheit entstehen lässt, was zur Folge hat, dass die Verbindung zwischen *Nationalstaat* und *Nationalgesellschaft* immer schwächer wird. Die lateinamerikanischen Länder existieren nach wie vor und sicherlich wird dies auch in der Zukunft so bleiben. Immer problematischer wird jedoch die soziale Integration, da sich infolge der Strukturreformen die soziale Heterogenität hochgradig verstärkt hat. Der lateinamerikanische Staat der letzten zwei Dekaden zeichnet sich durch die Implementation des „Washington Consensus“, d.h. durch die Verstärkung der Anpassung an die globale Wirtschaft und durch wachsende Liberalisierung aus. Damit wandelt sich der vormals *nationalpopuläre* Staat in einem *neoliberalen*: Dies war die Politik von Salinas und Zedillo in Mexiko, von Menem in Argentinien, von Sanchez de Lozada in Bolivien, von Fujimori in Peru, von Cardoso in Brasilien und von Pinochet in Chile – hier sogar in einer autoritären Variante. Obgleich es in einigen Ländern soziale Gruppen gab, die die Liberalisierung des Staates temporär bremsen konnten (in erste Linie in Ecuador, Kolumbien und Venezuela), ist diese Transformation des Staates ein besonders auffälliges Kennzeichen des Kontinents. Auf diese Weise sind die traditionellen Allianzen zwischen Staat und Gesellschaft zersetzt worden, weil dieser neue Staat – im Unterschied zum ehemaligen Entwicklungsstaat – den Marktkräften eine wachsende Autonomie verleiht. Dadurch sind die nationalen Gesellschaften des Kontinents besonders in zweierlei Hinsicht betroffen. Einerseits betreibt der Staat eine Politik, die die funktionale Differenzierung der Gesellschaft fördert, das heißt, der Staat konzentriert sich auf Steuerungsprobleme und verzerrt dadurch die Balance zwischen sozialintegrativen und neuen Staatsaufgaben. Andererseits gewinnen die nationalen und transnationalen Wirtschaftsakteure eine immense Macht und können häufig als autoritäre Enklaven operieren: Statt der politischen Regierungen sind sie es, die wesentliche Entscheidungen treffen und sie tun dies am Rande der demokratischen Regeln (Garretón 2000: 126-127). Infolgedessen fragt sich ein immer größerer Teil der Bevölkerung: Agiert der Staat zugunsten der Nation oder nur zugunsten bestimmter sozialen Gruppen?

Zu Anfang der 1990er Jahre hatte sich in Lateinamerika eine gewisse Verminderung der absoluten Armut eingestellt, aber nach der Asienkrise von 1997 musste man eine Rückentwicklung dieses positiven Trends konstatieren (CEPAL 2002: 85). Außerdem haben sich in der Mehrheit der lateinamerikanischen Länder die Indikatoren relativer Armut bzw. sozialer Gleichheit verschlechtert (Faletto 1996: 199; Klein/Tokman 2000: 27). Vor diesem Hintergrund fühlen sich die meisten Lateinamerikaner eher als Verlierer denn als Gewinner der wirtschaftlichen Globalisierung. Durch die Transformationen der letzten Zeit sind neue Differenzierungen der Lebensstile innerhalb der Gesellschaft hervorgebracht worden. Diese

¹⁰ Diese These wird empirisch und theoretisch für den Fall von Chile in PNUD (2002: 187-255) dargestellt.

Fortschritte werden von bestimmten sozialen Gruppen genossen und zelebriert. Für andere dagegen verursacht die Zurücknahme des Staates v.a. das Gefühl, ungeschützt zu sein und bringt die Erfahrung gesellschaftlicher Exklusion mit sich. Je mehr sich die Menschen als ohnmächtig und verlassen empfinden, desto weniger Motivation haben sie, sich als Teil einer Nation zu fühlen. Kurz gesagt: früher oder später wird in jedem Land Lateinamerikas die klassische Bindung zwischen Staat und Nation aufbrechen, weil der Staat zunehmend unfähig ist, soziale Integration zu gewährleisten. Der Staat in Lateinamerika hat heutzutage größte Probleme, die Fragmentierung innerhalb der Gesellschaft zu begrenzen. Und so werden die klassischen Mechanismen des Staates für die Konstruktion der Idee einer Nation immer unwirksamer: Das durch Generationen laufende Bild der staatszentrierten Gesellschaft Lateinamerikas verliert allmählich seine Gültigkeit (Garretón 2002: 13–14; Lechner 1997: 8). Gewiss gibt es eine Reihe von Faktoren, die zur Entwicklung dieses Phänomens beitragen. Meines Erachtens ist es jedoch unbestreitbar, dass die periphere Globalisierung dabei eine äußerst wichtige Rolle spielt. Dies vor allem, weil sie eine Dynamik der wachsenden systemischen Differenzierung verkörpert, so dass die staatliche Steuerung unterminiert wird. Anscheinend vollzieht der Staat einer Art von *Selbstdenationalisierung*, um die Anpassung an die globale Wirtschaft zu erzielen. Dadurch rückt das Interesse der Bevölkerung an wirtschaftlichem Wachstum in den Vordergrund (Latinobarómetro 2001), was seinerseits große Nebenwirkungen bzw. nicht intendierte Folgen hat. Wenn sich die Logik des internationalen Marktes in den abhängigen Ländern durchsetzt, entwickelt sich eine Tendenz zur Abschwächung der Beziehung zwischen Nation und Staat (Faletto 1989: 71). „Mithin erscheint in den 1990er Jahren der Staat als ein Agent der Globalisierung. In dem Maße, in dem er sich von seiner sozialen Basis abwendet, entwickelt sich eine Trennung zwischen Staat und Nation, was eine Krise der nationalen Identität als Prinzip des sozialen Zusammenhalts zur Folge hat. Da die nationale Identität durch den Staat konstruiert wurde, verkörpert für die Mehrheit der Bevölkerung die Loslösung von dem Subjekt dieser Identität (also dem Staat) einen Wandel, der die nationale Identität als Prinzip schwächt; solche geschwächte Identität reicht nicht aus, um eine Sinndeutung für das Leben zu konstruieren.“ (Castells 1999: 12; Übersetzung C.R.)

III.3 Globalisierung in Lateinamerika: Eine Zeit der Hoffnungslosigkeit

Innerhalb Lateinamerikas verursacht die Globalisierung und die damit verbundene Idee eines Zeitumbruchs große Ängste. Ein wichtiger Grund für diese Besorgnis ist die heutige Lage des Kontinents, sowohl im politischen als auch im ökonomischen Bereich. Was ersteren betrifft, gab es in der letzten Dekade tiefe politische Krisen und frühzeitige Regierungswechsel in Argentinien, Ecuador, Paraguay und Peru. Hinzu kommt die seit Jahren problematische Situation Kolumbiens und die gegenwärtigen äußerst kritischen Spannungen innerhalb Venezuelas. So kommt man zu dem Ergebnis, dass nur wenige Länder einen gewissen Grad politischer Stabilität zeigen – eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine nachhaltige Entwicklung. Außerdem führt die Betrachtung der wirtschaftlichen Indikatoren Lateinamerikas der letzten fünf Jahre zu einem sehr deprimierenden Bild, so dass man sich fragt, ob der Kontinent im neuen Jahrhundert als erstes eine „verlorene Dekade“ erleben wird. Seit der Asienkrise von 1997 befindet sich Lateinamerika in einer schwierigen ökonomischen Situation: Abwanderung der Direktinvestitionen, Verfall der Preise landwirtschaftlicher Produkte, sinkende

Wachstumsraten, hohe Arbeitslosigkeit und das argentinische Debakel mit seinen Auswirkungen auf die Nachbarländer. Aber nicht nur die Betrachtung der letzten fünf Jahre nährt den pessimistischen Eindruck von der Zukunft Lateinamerikas. Die Hoffnungslosigkeit beruht vor allem auf der Berücksichtigung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der verschiedenen Länder des Kontinents, denn sie sind von der Position der asiatischen Tigerstaaten und der osteuropäischen Länder weit entfernt (CEPAL 1998). Die Innovationsfähigkeit, die Investitionsquoten in Forschung und Entwicklung (F&E) und die Arbeitsproduktivität der lateinamerikanischen Ökonomien sind im internationalen Vergleich nach wie vor besonders niedrig. „Das gesamte Exportvolumen des Kontinents ist nicht größer als die (addierten) Exporte Südkoreas und Taiwans. Allein Südkorea exportiert mehr Industriegüter als alle lateinamerikanischen Länder zusammen. Die schwache Exportperformance drückt sich auch darin aus, dass der Anteil der lateinamerikanischen Exporte am Welthandel von gut 6% Anfang der 80er Jahre auf etwa 4,5% (1995) gesunken ist. Dieser Trend gilt selbst für das Exportland Chile: dessen Anteil am Welthandel sank zwischen 1970 und 1994 von etwa 0,4% und knapp 0,3%. Die Exportfähigkeit der Region steht also auf äußerst schwachen Füßen.“ (Messner 1998: 8-9) Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, wenn der optimistische Grundtenor, der noch am Anfang der 1990er Jahre die Schriften der lateinamerikanischen Intellektuellen prägte, immer mehr nachlässt (Boeckh 2002: 509). Nach mehr als einer Dekade der allmählichen Stärkung der demokratischen Regierungsform sieht die Situation der Länder Lateinamerikas nicht sehr viel versprechend aus. Grundsätzlich kann man festhalten, dass die Regierungen der verschiedenen Länder Lateinamerikas vor einem gemeinsamen Problem stehen: Sie haben große Schwierigkeiten, der demokratischen Forderung nach Gleichheit gerecht zu werden; die erhoffte Verminderung der Armut und der sozialen Ungleichheit tritt nicht ein. Mit anderen Worten: in Lateinamerika ging die Durchsetzung der Demokratie *nicht* Hand in Hand mit der Inszenierung eines Entwicklungsmodells, welches das Lebensniveau der Mehrheit der Bevölkerung tatsächlich verbessert hätte.

Aus diesem Grund ist die weitere Modernisierung des Staates eine der Hauptaufgaben der lateinamerikanischen Länder. Derzeit soll diese Aufgabe jedoch hauptsächlich auf dem Wege der Schaffung günstiger Bedingungen für ausländische Investoren und durch Maßnahmen des globalen „Investitions-Marketings“ erfüllt werden. Die Regierungen geben sich große Mühe, internationales Kapital anzulocken, weil es der wichtigste Faktor für die Beschleunigung ökonomischen Wachstums ist. In diesem Sinne gilt: je liberaler und deregulierter ein Land ist, desto bessere Chancen hat es auf die Inklusion in die Prozesse der globalen Ökonomie. So werden zahlreiche ehemalige Funktionen des Staates an die Wirtschaft delegiert und auf diese Weise gewinnen globale Wirtschaftsakteure binnenpolitisch großen Einfluss, weil sie die Flexibilität haben, dort hinzugehen, wo sie die besten Bedingungen vorfinden. Durch diese Exit-Option erhalten sie eine immense und sehr partikulare Macht: Die transnationalen Agenten der Wirtschaft entscheiden, *wo investiert wird*, was für die Länder Lateinamerikas bedeutet, dass sie auch entscheiden, *wo Wachstum hergestellt wird*. Und da jede Regierung des Kontinents mit Sehnsucht auf globale Geldanlagen wartet, entwickelt zwischen den Staaten sich eine Art von Konkurrenz, um zu zeigen, dass das jeweilige Territorium für Investitionen vorteilhafter ist. Die binnenpolitische Agenda wird von diesem Mechanismus stark geprägt: So müssen die Regierungen ein bestimmtes internationales Bild präsentieren, nämlich „Zu Hause ist alles in Ordnung“. Dies wiederum führt zu einer Obsession über die Regierbarkeit, da bei Nichterfüllung dieser

Aufgabe, die Geldquellen versiegen und die latente soziale Desintegration plötzlich sichtbar wird. „In der Tat ist die Macht der drohenden Nicht-Investition schon heute allgegenwärtig. Danach ist Globalisierung keine Option. Globalisierung ist eine Niemandherrschaft. Niemand hat sie angefangen, niemand kann sie aufhalten, niemand ist verantwortlich. Das Wort ‚Globalisierung‘ steht für organisierte Unverantwortlichkeit. [...] Diese diskursive Meta-Macht der Globalisierung konkretisiert sich nicht zuletzt im Prinzip *TINA: There Is No Alternative*.“ (Beck 2002: 102) Diese Aussage ist besonders zutreffend für die Realität Lateinamerikas, denn eben die periphere Globalisierung lässt dem Kontinent keinen Handlungsspielraum zum Vorantreiben alternativer Entwicklungsmodelle. In dem Maße, in dem ein Land irgendeine Entscheidung trifft, die dem normalen Funktionieren des Marktes widerspricht, „leuchten“ bei den Indikatoren der Investoren „rote Lampen“ auf. Anders gesagt: für die lateinamerikanischen Länder steht nicht die Frage, ob man sich ökonomisch globalisieren soll oder nicht; denn sich vom Weltmarkt abzukoppeln ist ein Synonym für Unterentwicklung. Aber vielleicht wäre es vernünftig, sich zu fragen, wie eine weitere wirtschaftliche Integration so durchführbar ist, dass möglichst wenig soziale Desintegration produziert wird (Rodrik 2000: 90-91). Diese Betrachtungsweise stellt dann eine wichtige intellektuelle Herausforderung dar: Gibt es Möglichkeiten, um den peripheren Charakter der lateinamerikanischen Globalisierung zu kompensieren? Kann man die Prozesse der Globalisierung in einer bestimmten Form lenken oder sind sie unsteuerbar?

Wenn man von der vorigen Fragestellung ausgeht, kommt man zu der seltsamen Beobachtung, dass heute zwar von der „Vielfalt der Moderne“ gesprochen wird, „Globalisierung“ jedoch nur im Singular existiert.¹¹ Diese wird normalerweise als ein Prozess der wachsenden Vernetzung der ganzen Welt begriffen. Dabei ist jede Gesellschaft betroffen – jeweils in verschiedenen Sphären und mit gänzlich unterschiedlichen Folgen. Was für ein Land positive Wirkungen haben kann, führt vielleicht in einem anderen zu furchtbaren Konsequenzen. Niemand weiß genau, wie diese Prozesse entstanden sind und welches die bestimmenden Kräfte sind (Zürn 2002: 239). Trotzdem kann man erkennen, dass das Wachstum der Interdependenzen sehr asymmetrisch verläuft (es wurde oben bereits beschrieben, dass die globalen Prozesse ökonomischer Vernetzung weder völlig neu noch weltweit gleichförmig sind). Dessen ungeachtet hört man alltäglich von einer wachsenden und weltweiten ökonomischen Integration. Hinter der partiellen Verwirklichung dieses Diskurses steckt jedoch eine Wahrheit: das Dogma der Liberalisierung der Wirtschaft setzt sich auf der ganzen Welt immer mehr durch. Heute entstehen überall auf der Welt ständig neue Investitionsmöglichkeiten, wobei allerdings die Entwicklungsländer nur geringe Chancen haben, diese Kräfte zu regulieren. In diesen Ländern wird selten darüber nachgedacht, *wie* die weitere Einbeziehung in den Prozess der Globalisierung stattfinden *sollte*. Die Integration in den Weltmarkt scheint eine Frage von Leben und Tod zu sein; oder, wie Singer spöttisch formulierte: wir erleben heute eine Zeit der „gewünschten Abhängigkeit“ (1998). Scheinbar gibt es keine Alternativen zur weiteren Expansion der Weltmarktgesellschaft. Doch merkwürdigerweise kritisiert man in der Gegenwart die eurozentristische Perspektive der Moderne, weil sich die Moderne in den verschiedenen Gesellschaften der Welt unterschiedlich darstellt, so dass verschiedene Wege in und durch die Moderne vorhanden sind (Therborn 2000b: 15-22). Anders gesagt: nicht nur Europa und Nordamerika, sondern auch Afrika, Asien und Lateinamerika haben das Projekt der Moderne

¹¹ Eine Ausnahme ist die Position von Göran Therborn (2000b: 151-179).

transformiert und zugleich pluralisiert. Denn die Moderne war nicht nur von Beginn an reflexiv, sie war auch multipel (Schluchter 1998: 36). Man verteidigt die Moderne gegen den Diskurs der Postmoderne, weil sie ein offenes und „unvollendetes Projekt“ sei. Sie handelt von den emanzipatorischen Kräften der Aufklärung, die noch immer präsent sind und heute zu einem kosmopolitischen Bewusstsein beitragen können (Habermas, 1980; 1998: 77). Aber wie schon betont wurde, gibt es einen Anspruch auf Pluralität viel häufiger im Diskurs über die Moderne als in der Diskussion über die Globalisierung. „Die Hegemonie des Globalisierungsdiskurses zeigt sich paradoxerweise gerade in dem, was ihr zu widersprechen scheint: in der internationalen Debatte über die neue, optimale Vielfalt der Moderne. Diese überspielt und verschweigt, was dabei als vorgegeben ausgeschlossen wird: den neoliberalen Monismus, die alternativlose Orthodoxie des Weltmarktes“ (Beck 2002: 102). Die in der Tat einheitliche weltweite Dominanz des Prinzips des freien Marktes bedeutet jedoch nicht, dass sich nur eine Globalisierung ereignet. Vielmehr macht der hier verwendete Begriff der *peripheren Globalisierung* Lateinamerikas im Vergleich zu der *Globalisierung de luxe* der OECD-Welt deutlich, dass die Vernetzungsprozesse die Gesellschaften der Welt in ganz unterschiedlichen Formen tangieren.

Bemerkenswert ist, dass die Globalisierung der Wirtschaft eine wichtige Legitimationsquelle für ökonomisches Handeln eröffnet. Die Regeln des freien Marktes werden durch den Staat akzeptiert und durchgesetzt. Damit wird in Lateinamerika das Problem der sozialen Desintegration als ökonomisches Defizit verstanden; es handelt sich um den vorübergehenden Preis der Modernisierung. So werden die Gesetze des Marktes als Gesetze der Natur begriffen, das heißt, niemanden ist für sie verantwortlich. Der neoliberale Anspruch, den Markt als einzigen Regelungsmechanismus des sozialen Lebens zu installieren, beruht genau auf dieser Prämisse, wonach keine politische Verantwortung für die soziale Exklusion existiert (Lechner 1993: 65). Die raschen Prozesse der wirtschaftlichen Liberalisierung, die in Lateinamerika stattfinden, weisen dem Individuum die ganze Verantwortung für sein eigenes Leben zu und die Gesellschaft wird mehr und mehr als ein sich selbst regulierendes System begriffen. Derartige theoretische Entwürfe der sozialen Evolution legitimieren das heutige Elend als unentrinnbare Kosten des Fortschritts. Aber für diejenigen, die sich als Verlierer der Transformationsprozesse fühlen, wird es äußerst schwierig, irgendeine Hoffnung in die Gegenwart und die Zukunft zu setzen. Da sie eine Art von nutzlosem wirtschaftlichen Sektor verkörpern, werden sie als gefährliche Gruppen stigmatisiert. In der Folge wächst die Unsicherheit innerhalb der Gesellschaft, was ihre Kohäsion deutlich erschwert. Der wachsende Verlust an Vertrauen ist in Lateinamerika etwas Alltägliches; die Sicherheitsbedürfnisse nehmen zu; die Elemente der Überwachung steigen an. Aber warum werden derartig düstere Diagnosen prinzipiell als nationale Probleme aufgefasst? Haben diese Tendenzen nicht einen Zusammenhang zur wachsenden globalen Integration? Wie kann man die Ignoranz gegenüber den Desintegrationsprozessen in den Nicht-OECD-Ländern erklären? Warum werden die globalen Ungleichheiten nur gelegentlich thematisiert? Wer definiert, welche die globalen Probleme der Welt sind?

Heutzutage wird mit Recht betont, dass globale Probleme nicht von den Einzelstaaten gelöst werden können. Phänomene wie ökologische Krisen, globaler Terrorismus oder die Kontrolle des Internets sind nur durch supranationale Vereinbarungen zu steuern. Es scheint evident, dass die Trennung zwischen inneren und äußeren Problemen ausgesprochen schwierig geworden ist. Auch die unterentwickelten Länder betonen seit langem, dass ihre Situation

ohne internationale Kooperation nicht zu verbessern ist. So haben Analysen über die Abhängigkeit schon in den 1970er Jahren akzentuiert, dass viele innere Probleme einen Zusammenhang mit externen Faktoren haben. Für diese Theorien war die häufig strittige Beziehung zwischen dem Nationalen und dem Internationalen von großer Bedeutung, weil auf der internationalen Ebene bestimmte Herrschaftsformen konfiguriert wurden, die nicht eben hilfreich für die Bewältigung der internen Probleme waren. In letzter Zeit hat diese Tatsache mehr Beachtung gefunden, aber es scheint noch immer, als ob die Globalisierung ein unkontrollierbarer Prozess wäre. Die Zunahme der nicht steuerbaren Prozesse und die Aussicht einer (Welt-)Risikogesellschaft (Beck 1986) vertiefen die Idee eines weltweiten kollektiven Schicksals, aber es scheint bis jetzt kein wirkungsvolles kosmopolitisches Bewusstsein zu geben. Während noch immer fragwürdig ist, ob eine Art von weltbürgerlicher Solidarität geschaffen werden kann, versuchen die Länder Lateinamerikas irgendeine eigene Dynamik zu finden, die die sozialen Ungleichheiten vermindern könnte. Dabei steht der Kontinent vor einer schon bekannte Herausforderung: Ist es möglich eine andere Form der Entwicklung zu gestalten? Gerade diese Frage war zentral für die *dependencia*-Schule. Sie wollte zur Konstruktion einer neuen Gesellschaft beitragen und suchte daher nach Akteuren, die eine solche Transformation hätten durchführen können. Aber in der jetzigen Situation gibt es – anders als in den 1970er Jahren – keine Utopien, die eine breitere Öffentlichkeit ansprechen würden und zu sozialen Bewegungen führten könnten.

Doch nicht nur aufgrund dieser Überlegungen beinhaltet die Idee der Globalisierung eine wachsende Hoffnungslosigkeit für Lateinamerika. Die düstere Realität des Kontinents beruht auf einer internationalen komparativen Perspektive, die deutlich macht, dass sich im Zeitalter der Globalisierung nur für ganz wenige lateinamerikanische Länder eine wirkliche Entwicklungsmöglichkeit eröffnet. Dies spiegelt sich darin wider, dass es äußerst unwahrscheinlich erscheint, dass erfolgversprechende Kooperationsarrangements im Sinne von *regional governance* geschaffen werden können, weil auf der Grundlage fragiler Ökonomien, schwacher Zivilgesellschaften und instabiler politischer Systeme die Elemente für die Konstruktion solcher Institutionen nicht vorhanden sind (Senghaas 2003). Mit anderen Worten: für Lateinamerika verkörpert die Globalisierung eine hochgradig ambivalente Entwicklung, welche nicht nur viele Formen der Abhängigkeit reproduziert, sondern auch die Möglichkeit reduziert, fruchtbare Entwicklungswege zu beschreiten. Diese pessimistische Perspektive verbreitet sich in den lateinamerikanischen Gesellschaften immer mehr und in absehbarer Zeit wird dies sicherlich so bleiben. Während die politischen Eliten unfähig scheinen, neue Hoffnungen zu wecken, sieht es so aus, ob die Epoche der großen sozialen Bewegungen vorbei ist. Da die weitere ökonomische Integration ohne Zweifel noch mehr nationale Fragmentierung produzieren wird und die Formen der asymmetrischen Interdependenz wohl nicht werden reduziert werden können, scheint es vernünftig, auf die Gedanken der *dependencia*-Schule zurückzugreifen.

IV. Schlussbetrachtung

Die Sozialwissenschaften sind durch die ständige Entwicklung neuer Theorien geprägt. Gerade dank dieses Verfahrens vollzieht sich ein Erkenntnisfortschritt und es ist zwingend und wünschenswert, dass Theorien einen Auf- und Abstieg erleben (Weber 1968: 207). Dabei können ältere Modelle häufig die Rolle von Bausteinen für die weitere Entwicklung der Wissenschaft spielen, wenn ältere intellektuelle Traditionen bestimmte Themen behandelt haben, die später wieder an Aktualität gewinnen. Die Herausforderung liegt dann in der Bemessung des theoretischen Wertes ehemaliger Paradigmen für das Verständnis aktueller Phänomene, denn eine gewisse Kontinuität innerhalb der Wissenschaft hilft, Fehler zu vermeiden und Schlussfolgerungen zu ziehen.

Allerdings herrscht im Falle der Sozialwissenschaft Lateinamerikas geradezu eine Art Amnesie zwischen den intellektuellen Generationen: Selten werden frühere Werke ausführlich kritisiert und noch seltener werden sie daraufhin befragt, welche Beiträge sie für die Interpretation neuer Phänomene zu leisten vermögen. In der vorliegenden Arbeit wurde diese These anhand des Lebenszyklus' der *dependencia*-Schule illustriert, denn *in Lateinamerika* verläuft ihr Niedergang sowohl fast ohne kritische Auseinandersetzung als auch fast ohne eine Würdigung ihres möglichen Wertes für die weitere Theoriebildung. Ohne Zweifel haben die lateinamerikanischen Militärdiktaturen der 1970er und 1980er Jahre die weitere Entwicklung der *dependencia*-Schule gehemmt. Zusätzlich wurde *außerhalb* Lateinamerikas zunehmend darüber diskutiert, dass sich die Entwicklungstheorien in der Sackgasse befanden (Boeckh 1992; Booth 1985; Menzel 1992; Sklair 1988). Aber jenseits dieser beiden Faktoren gibt es *innerhalb* Lateinamerikas einen anderen wichtigen Grund für die Erklärung des Niedergangs der *dependencia*-Schule: die Tradition der Diskontinuität in der Sozialwissenschaft des Kontinents. Es handelt sich um ein spezifisches Problem Lateinamerikas, das aus wissenssoziologischer Sicht durch den ständigen Streit zwischen und innerhalb zweier Argumentationstopoi erklärt werden kann: Modernisierung und Identität. Diese beiden Leitmotive vertiefen die historische Spaltung zwischen den Generationen der Sozialwissenschaftler, als ob die alte Opposition zwischen Sarmiento und Rodó bis heute lebendig wäre.

Der Abstieg der *dependencia*-Schule verläuft daher in Lateinamerika so radikal, so rapide und so vollständig, dass sich von einer Art Irrationalität sprechen lässt. Dies wird vor allem heute offensichtlich, weil gerade die *dependencia*-Schule vieles enthält, was im engen Zusammenhang mit der aktuellen Diskussion über die Globalisierung steht. Trotzdem ignorieren die lateinamerikanischen Sozialwissenschaftler die *dependencia*-Schule nach wie vor weitgehend. Auf diese Weise reproduzieren sie die für den Kontinent typische Diskontinuität in der Disziplin, obwohl gerade die Gegenwart eine besondere Chance zur Überwindung dieser Problematik bietet: Wenn die Diskontinuität in der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft tatsächlich auf der Spannung zwischen Identitäts- und Modernisierungsideen beruht, eröffnet gerade die Diskussion um die Globalisierung die Möglichkeit analytischer Integration.

So verkörpern die Prozesse der weltweiten Integration nicht nur eine ökonomische und politische Herausforderung für Lateinamerika, sondern sie beinhalten auch und vor allem die

Frage nach der Konfiguration der nationalen Identität der Länder des Kontinents. Eben dieser Sachverhalt wurde schon von dem Dependenztheoretiker Osvaldo Sunkel diagnostiziert, weil seines Erachtens die periphere wirtschaftliche Integration Lateinamerikas eine wachsende nationale Fragmentierung zur Folge haben würde. In dem Maße, in dem sich heute unter dem Vorzeichen der Globalisierung ökonomische Abhängigkeitsformen weiter reproduzieren und gleichzeitig eine weltweite Integration betrieben wird, verliert der Nationalstaat allmählich die Fähigkeit, ein symbolisches Bezugssystem für die ganze Gesellschaft herzustellen, so dass verschiedene Formen der kollektiven Identität emergieren. Diese Phänomene der Fragmentierung der nationalen Identität treten in erster Linie bei sozialen Gruppen auf, die seit langem exkludiert werden, aber nun im Kontext verschärfter Ungleichheit augenfälliger in Erscheinung treten. Daher scheint es wichtig, die Thematik der Identität weiter zu erforschen, vor allem wenn man ihren inneren Zusammenhang mit der Modernisierungsproblematik berücksichtigt. Eine periphere Integration in die globale Wirtschaft *erzwingt* nachgerade die Frage nach der nationalen Identität und die Frage nach adäquater und sozial verträglicher Modernisierung. Aus dieser Sicht stellen sich Modernisierung und Identität als zwei Seiten ein und derselben Medaille dar.

Zum Schluss ist es wichtig, noch eine Bemerkung zu machen: Die vorliegende Arbeit will keinesfalls den Eindruck erwecken, dass die *dependencia*-Schule die ganze Problematik Lateinamerikas erklären kann. Es handelt sich vielmehr um eine Gedankentradition, die wichtige Aspekte für die weitere Konstruktion neuer Theorien bereithält. Dabei gilt es, die Pluralität der Schule berücksichtigen, weil erst dadurch die Fülle ihrer möglichen Beiträge sichtbar wird. Mit anderen Worten: sie soll als ein Werkzeug verstanden werden, das wichtige Leistungen für das Verständnis des Zeitalters der Globalisierung bereitstellen kann. Es ist an der Zeit, dass die lateinamerikanischen Sozialwissenschaftler die Diskontinuität innerhalb ihres Faches wahrnehmen. Keine Wissenschaft macht Fortschritte ohne kritische Auseinandersetzungen mit älteren Paradigmen. Die Chancen der lateinamerikanischen Sozialwissenschaft liegen darin, sich den eigenen Fehlern – aber auch den eigenen Erfolgen – zuzuwenden, um in Zeiten epochalen Wandels zu konstruktiven Deutungen der Gegenwart zu gelangen.

V. Literaturverzeichnis

- Anderson, Benedict 1996: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt a.M./New York, Campus.
- Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft. Auf den Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Beck, Ulrich 1998: Was ist Globalisierung?. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Beck, Ulrich 2000: The cosmopolitan perspective: sociology of the second age of modernity. *British Journal of Sociology*, Vol. 51 (2000) N°1, 79-105.
- Beck, Ulrich 2002: Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Beisheim, Marianne (et.al.) 1999: Im Zeitalter der Globalisierung? Thesen und Daten zur gesellschaftlichen Denationalisierung. Baden–Baden, Nomos.
- Boeckh, Andreas 1992: Entwicklungstheorien: Eine Rückschau. In Nohlen, Dieter/Nuscheler, Franz (Hg.): Handbuch der Dritten Welt. Band 1: Grundprobleme, Theorien, Strategien. J.H.W. Dietz, Bonn 1992, 110-130.
- Boeckh, Andreas 1996: Was lässt sich heute lateinamerikanische Außenabhängigkeit diskutieren? *Welt Trends* N° 13, 146-162.
- Boeckh, Andreas 2002: Die Ursachen der Entwicklungsblockaden in Lateinamerika: Einige entwicklungstheoretische Mutmaßungen. *Leviathan*, 4/2002, 509-529.
- Booth, David 1985: Marxism and Development Sociology: Interpreting the Impasse. In: *World Development*, vol. 13, no. 7, 761-787.
- Canclini García, Nestor 1990: *Culturas híbridas. Estrategias para entrar y salir de la modernidad*. México, Grijalbo.
- Cardoso, Fernando Henrique 1970: ¿'Teoría de la *dependencia*' o análisis de situaciones concretas de *dependencia*?. *Revista latinoamericana de Ciencia Política*, FLACSO, Vol. 1, 1970 N°3, 402-414.
- Cardoso, Fernando Henrique 1974: Las contradicciones del desarrollo dependiente asociado. *Revista paraguaya de sociología*, año 11, N°29 (1974), 227-252.
- Cardoso, Fernando Henrique 1977a: El consumo de la teoría de la *dependencia* en los Estados Unidos. México, *El trimestre económico*, Vol. XLIV (1), N° 173 (1977), 33-52.
- Cardoso, Fernando Henrique 1977b: La originalidad de la copia: la CEPAL y la idea del desarrollo. *Revista de la CEPAL* 1977, 7-40.
- Cardoso, Fernando Henrique 1981: El desarrollo en capilla. In Franco, Rolando: *Planificación social en América Latina y el Caribe*. Santiago de Chile, ILPES/UNICEF 1981, 25-55.
- Cardoso, Fernando Henrique/Faletto, Enzo 1969: *Dependencia y desarrollo en América Latina*. México, Siglo XXI.
- Cardoso, Fernando Henrique/Faletto, Enzo 1976: *Abhängigkeit und Entwicklung in Lateinamerika*. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Castells, Manuel 1999: *Globalización, identidad y estado*. Santiago de Chile, PNUD.
- Castells, Manuel 2000: Materials for an exploratory theory of the network society. *British Journal of Sociology*, Vol. 51 (2000) N°1, 5-24.
- CEPAL 1998: *Panorama de la Inserción Internacional de América Latina y el Caribe*. Santiago de Chile.
- CEPAL 2002: *Globalización y desarrollo*. Brasilia.

- Cohen, Jean/Arato, Andrew 2001: *Sociedad civil y teoría política*. México, Fondo de Cultura Económica.
- Collier, David (Hg.) 1979: *The new authoritarianism in Latin America*. Princeton.
- Devés, Eduardo 2000: *Del Ariel de Rodó a la CEPAL (1900–1950)*. Buenos Aires, Biblos, Centro de Investigaciones Diego Barros Arana.
- Devés, Eduardo 2002: *De la CEPAL al neoliberalismo (1950–1990)*. Manuskript.
- Faletto, Enzo 1989: La especificidad del Estado en América Latina. *Revista de la CEPAL*, N°38 1989, 69-87.
- Faletto, Enzo 1993: La función del Estado en América Latina. *Revista Foro, Colombia*, N°23 1994, 5-16.
- Faletto, Enzo 1996: La CEPAL y la sociología del desarrollo. *Revista de la CEPAL*, N° 58 1996, 191-204.
- Faletto, Enzo 1999: Los años sesenta y el tema de la *dependencia*. *Revista de Sociología, Universidad de Chile*, N°13, 119-126.
- Faletto, Enzo/Rama, Germán 1985: *Sociedades dependientes y crisis en América Latina: los desafíos de la transformación político-social*. *Revista de la CEPAL*, N° 25, 1985.
- Ferrer, Aldo 1998: América Latina y la globalización. *Revista de la CEPAL*, número extraordinario 1998.
- Frank, André Gunder 1969: *Capitalism and underdevelopment in Latin America: Historical studies of Chile and Brazil*. New York/London.
- Garretón, Manuel Antonio 2000: *La sociedad en que vivi(re)mos*. Santiago de Chile, LOM.
- Garretón, Manuel Antonio 2002: La transformación de la acción colectiva en América Latina. *Revista de la CEPAL* 2002, 7-24.
- Germani, Gino 1971: *Sociología de la modernización: Estudios teóricos, metodológicos y aplicados a América Latina*. Buenos Aires, Paidós.
- Graciarena, Jorge 1984: El Estado latinoamericano en perspectiva: figuras, crisis, perspectivas. *Pensamiento Iberoamericano, Revista de Economía Política*, N°5 1984, 39-74.
- Habermas, Jürgen 1981: *Die Moderne – ein unvollendetes Projekt*. *Kleine politische Schriften I–IV*, Frankfurt a.M., 444-464.
- Habermas, Jürgen 1998: *Jenseits des Nationalstaats? Bemerkungen zu Folgeproblemen der wirtschaftlichen Globalisierung*. In Beck, Ulrich (Hrsg.): *Politik der Globalisierung*. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1998, 67-84.
- Habermas, Jürgen 2001: *Warum braucht Europa eine Verfassung?*. Hamburg, *Die Zeit*, N°27.
- Halperin Donghi, Tulio 1991: *Geschichte Lateinamerikas von der Unabhängigkeit bis zur Gegenwart*. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Held, David: *Global Transformations. Politics, Economics and Culture*. Stanford, California 1999.
- Hirschman, Albert O. 1985: *A bias of hope. Essays on development and Latin America*. Westview.
- Hirst, Paul/Grahame, Thompson 1996: *Globalization in Question. The international economy and the possibilities of governance*. Cambridge.
- Hirst, Paul/Grahame, Thompson 1998: *Globalisierung? Internationale Wirtschaftsbeziehungen, Nationalökonomien und die Formierung von Handelsblöcken*. In Beck, Ulrich (Hrsg.): *Politik der Globalisierung*. Frankfurt a.M., Suhrkamp 1998, 85-133.

- Hobsbawn, Eric 1998: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München, DTV.
- Hosono, Akio/Saavedra, Rivano (Hg.) 1998: Development strategies in East Asia and Latin America. London, McMillan.
- Klein, Emilio/Tokman, Victor 2000: La estratificación social bajo tensión en la era de la globalización. Revista de la CEPAL N° 72, 2000, 7-30.
- Larraín, Jorge 1989: ¿Ha muerto la teoría de la *dependencia*?. Santiago de Chile, CPU Estudios Sociales N°59, 1989, 139-166.
- Larraín, Jorge 2000: Modernidad, razón e identidad en América Latina. Santiago de Chile, Andres Bello.
- Latinobarómetro 2001: <http://www.latinobarometro.org/ano2001/grpre2001.pdf>
- Lechner, Norbert 1977: La crisis del Estado en América Latina. Caracas, El Cid.
- Lechner, Norbert 1990: Subjetividad y política. Los patios interiores de la democracia. Fondo de Cultura Económica, Santiago de Chile.
- Lechner, Norbert 1993: Modernización y Modernidad: La Búsqueda de Ciudadanía. In Centro de Estudios Sociológicos (Hg.): Modernización económica, democracia política y democracia social. México. El Colegio de México 1993, 63-75.
- Lechner, Norbert 1997: Tres formas de coordinación social. Revista de la CEPAL 1997,
- Medina Echavarría, José 1959: Aspectos sociales del desarrollo económico. Santiago de Chile, Andrés Bello.
- Menzel, Ulrich 1992: Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Menzel, Ulrich 1998: Globalisierung versus Fragmentierung. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Menzel, Ulrich/Senghaas, Dieter 1986: Europas Entwicklung und die Dritte Welt. Eine Bestandsaufnahme. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Messner, Dirk (Hrsg.) 1996: Lateinamerika: der schwierige Weg in die Weltwirtschaft. INEF Report, Heft 26, 1998.
- Morandé, Pedro 1982: La crisis del paradigma modernizante en la sociología latinoamericana. In: Estudios Sociales, CPU, Santiago de Chile, 115-140.
- Morandé, Pedro 1984: Cultura y modernización en América Latina. Ensayo sociológico acerca de la crisis del desarrollismo y de su superación. Santiago de Chile, Cuadernos del Instituto de Sociología de la Universidad Católica de Chile.
- Mürle, Holger 1997: Entwicklungstheorie nach dem Scheitern der großen Theorie. INEF Report, Heft 22, 1997.
- Nohlen, Dieter (Hg.) 2000: Lexikon der Dritten Welt. Hamburg, Rohwolt.
- O'Donnell, Guillermo 1972: Modernización y autoritarismo. Buenos Aires, Paidós.
- Palma, Gabriel 1987: *Dependencia* y desarrollo. Una visión crítica. In Seers, Dudley: *Dependencia* y desarrollo una revaluación crítica. México, Fondo de Cultura Económica,
- PNUD 2002: Desarrollo Humano en Chile 2002: Nosotros los chilenos. Un desafío Cultural. Santiago de Chile, PNUD.
- Rodrik, Dani 2000: Grenzen der Globalisierung. Ökonomische Integration und soziale Desintegration. Frankfurt a.M., Campus.
- Rodrik, Dani 2001: The global governance of trade as if development really mattered. New York, UNDP.
- Schluchter, Wolfgang 1980: Rationalismus der Weltbeherrschung. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Schluchter, Wolfgang 1991: Religion und Lebensführung. Band 1. Studien zu Max Webers Kultur- und Werttheorie. Frankfurt a.M., Suhrkamp.

- Schluchter, Wolfgang 1998: Die Entstehung des modernen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Entwicklungsgeschichte des Okzidents. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Senghaas, Dieter (Hrsg.) 1972: Imperialismus und strukturelle Gewalt. Analysen über abhängige Reproduktion. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Senghaas, Dieter (Hrsg.) 1974: Peripherer Kapitalismus. Analysen über Abhängigkeit und Unterentwicklung. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Senghaas, Dieter 1977: Weltwirtschaftsordnung und Entwicklungspolitik. Plädoyer für Dissoziation. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Senghaas, Dieter 1982: Von Europa lernen. Entwicklungsgeschichtliche Betrachtungen. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Senghaas, Dieter 1994: Interdependenzen im internationalen System. In Krell, Gert/Müller, Harald (Hrsg.): Frieden und Konflikt in den internationalen Beziehungen. Frankfurt a.M. 1994, Campus.
- Senghaas, Dieter 2003: Die Konstitution der Welt. Eine Analyse in friedenspolitischer Absicht, Leviathan, Bd. 31, Nr. 1, S. 1-36.
- Singer, Paul 1998: De dependência em dependência: consentida, tolerada e desejada. Revista Estudos Avançados 12 (33), Brasilien 1998, 119-190.
- Sklair, Leslie 1988: Transcending the Impasse: Metatheory, Theory and Empirical Research in the Sociology of Development and Underdevelopment. In: World Development, vol. 16, no.6, 697-709.
- Solari, Aldo/Franco, Rolando/Jutkowitz, Joel 1976: Teoría, acción social y desarrollo en América Latina. México, Siglo XXI.
- Sunkel, Osvaldo 1971: Capitalismo transnacional y desintegración nacional en América Latina. México, El Trimestre Económico, vol 38 (1972), N°150, 571-628.
- Sunkel, Osvaldo 1972: Big Business and *Dependencia*: A Latin American View. Foreign Affairs, vol.50, N°3 (1972), 517-531.
- Sunkel, Osvaldo/Mortimore, Michael 2001: Transnational Integration and National Disintegration Revisited. In: Hettne, Björn/Inotai, Andrés/Sunkel, Osvaldo: Comparing Regionalisms: Implications for Global Development. London, McMillan, 55-92.
- Sunkel, Osvaldo/Paz, Pedro 1971: El subdesarrollo latinoamericano y la teoría del desarrollo. México, Siglo XXI.
- Therborn, Göran 2000a: At the birth of second century of sociology: times of reflexivity, spaces of identity and nodes of knowledge. The British Journal of Sociology, Vol. 51, N°1 (January/March 2000), 37-57.
- Therborn, Göran 2000b: Die Gesellschaften Europas. Frankfurt a.M./New York, Campus.
- Therborn, Göran 2000c: Globalizations. Dimensions, historical waves, regional effects, normative governance. International Sociology, June 2000, Vol 15 (2), 151-179.
- UNDP 1999: Human Development Report 1999. Globalization.
- Vanderveest, Peter/Buttel, Frederick 1988: Marx, Weber and Development Sociology: Beyond the Impasse. In: World Development, vol. 16, no.6, 683-695.
- Wagner, Peter 1994: A sociology of modernity: liberty and discipline. London, Routledge.
- Wallerstein, Immanuel 1999: Después del liberalismo. México, Fondo de Cultura Económica.
- Weber, Max 1968: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Mohr, Tübingen.
- Weber, Max 1988: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Mohr, Tübingen.
- Weffort, Francisco C. 1968: Clases populares e desenvolvimiento social. ILPES, Manuskript.

- Weffort, Francisco C. 1970: Notas sobre la 'teoría de la *dependencia*': ¿teoría de la clase o ideología nacional?. Revista latinoamericana de Ciencia Política, FLACSO, Vol. 1, 1970 N°3, 389-401.
- Werz, Nikolaus 1995: Pensamiento sociopolítico moderno en América Latina. Caracas, Nueva Sociedad.
- Zürn, Michael 1998: Regieren jenseits des Nationalstaates. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Zürn, Michael 2002: From Interdependence to Globalization. In Carlsnaes, Walter/Risse, Thomas/Simons, Beth A. (Ed.): Handbook of International Relations. Sage, London.